Inhalt.

I.

Die Tochter des Generals.

Während das Te Deum zu Ende ging, strömten die Menschen aus dem alten Dome; die meisten eiliger, als sie in der Stunde vorher hineingegangen waren, viele auch still; Einige hatten auch Besorgniß in den Mienen, Andere Zorn und Ingrimm. Aber die Besorgten und Zornigen suchten zu verbergen, was ihnen die Brust bewegte. Denn es waren auch Aufpasser da, und es war eine Zeit, in der schon Mangel an Freude, wenn die Freude befohlen war, zum Verbrechen wurde.

In dem alten deutschen Dome hatte man ein französisches Siegesfest gefeiert.

Doch waren auch Fröhliche da.

Zu den Ersten, die aus dem hohen Kirchenportal traten, gehörte ein elegant gekleideter junger Herr. Er traf nach wenigen Schritten mit einem andern jungen Herrn zusammen, der nicht elegant gekleidet war und nicht aus der Kirche kam. Die Beiden kannten sich, sie blieben bei einander stehen.

„Auch Du, Kronberg?"

„Was willst Du? Der ganze Adel war eingeladen."

„Und Ihr folgtet einer solchen Einladung?"

„Wir waren befohlen."

„Und Ihr nahmt einen solchen Befehl an?"

„Man hat keine Lust, erschossen zu werden."

„Ihr seid Feiglinge!"

„Und Du, Welf?"

„Ich war auf Reisen —"

„Aus Muth?"

Die beiden jungen Herren, der Baron von Kronberg und der Graf Welf unterbrachen ihr Gespräch.

Aus dem Portal des Domes trat eine glänzende Gesellschaft.

Voran eine schöne junge Dame an dem Arme eines schönen jungen Offiziers. Die Dame gehörte zu den Fröhlichen, die aus der Kirche kamen; der junge Offizier ging still an ihrer Seite.

Den Beiden folgte ein stolzer General.

Er war gefolgt von seinem Stabe und dem gesammten Offiziercorps der Garnison. Es war eine glänzende Suite.

Draußen auf dem Domplatze waren viele Menschen stehen geblieben. Sie wollten sich den Stolz und den Glanz ansehen, der aus dem Gotteshause hervorrauschen werde. Es war französischer Prunk und Hochmuth, und sie waren Deutsche, und die Franzosen waren ihre Unterdrücker.

„Die schöne Eugenie," sagte der Herr von Kronberg zu dem Grafen Welf, „verdunkelt doch allen Glanz dieser Uniformen, dieser Orden, dieses Ruhmes."

„Sie ist die Tochter des Generals?" fragte der Graf Welf.

„Seine einzige Tochter.“

„Und der Offizier, der sie führt?“

„Kennst Du den Baron Lehrhof nicht mehr?“

„Er? In der französischen Uniform? Es ist entsetzlich! Wie war das möglich?“

„Ich erzähle Dir nachher davon.“

Der General war auf seine Equipage zugeschritten, die in der Nähe der Kirche hielt.

Die schöne Dame an dem Arme des jungen Offiziers war ihm gefolgt.

Bediente rissen den Wagenschlag auf.

Der General trat zurück, um zuerst seine Tochter einsteigen zu lassen.

Der junge Offizier hob sie in den Wagen.

Sie dankte ihm mit einem glücklichen und bezaubernden Lächeln. Sie hielt ihm ihre schöne Hand hin. Er küßte den schneeweißen Handschuh, der aber nicht weißer war als der runde Arm, zu dem die Hand gehörte.

Aber er küßte die Hand nicht zärtlich, und den runden, schneeweißen Arm sah er nicht.

Aus den Augen der schönen Dame schoß ein feindlicher Blitz auf ihn. Er sah auch den nicht.

Der General stieg in den Wagen.

Die Bedienten sprangen hinten auf.

Die glänzende Equipage flog davon.

„Hoch! Hoch!" schrie das Volk, das stehen geblieben war. „Es lebe der Herr General Durieu und seine schöne Tochter Eugenie!"

„Es lebe der Kaiser!" riefen andere Stimmen dazwischen.

„Es lebe der Kaiser!" schrie dann das Volk, daß es kein Ende nehmen wollte.

Die französischen Offiziere entfernten sich still. Man sah ihnen die Verachtung an; manchen auch Anderes; es hatten viele besorgte Gesichter den Dom verlassen.

„Gesindel! Ekelhaftes Gesindel!" sagte der junge Graf Welf.

Der junge Herr von Kronberg aber ermahnte ihn:

„Ich bitte Dich, lieber Welf, sprich leiser. Es

könnte dir deinen Kopf kosten, wenn man dich hört."

„Gleichviel" — wollte der Graf Welf rufen. Aber er sagte leise: „Kann man seinen Zorn, seinen Ekel in sich verschließen?"

„Wenn man muß, lieber Welf!"

„Man muß nicht, und ich wollte schwören, daß an dem ganzen französischen Siege, den das deutsche Volk feiern muß, kein wahres Wort ist."

„Desto besser, lieber Welf!"

„Desto besser?"

„Nun ja! Es wäre ein Sieg über Deutsche gewesen!"

„Pah, dieses Gesindel jubelt am lautesten über seine eigene Niederlage, über seine eigene Knechtschaft, Sklaverei, Schande und Schmach."

„Thut das nicht das Volk aller Zeiten?"

„Nein, das thut nur das deutsche Volk. — Aber gehen wir, Kronberg."

„Wohin?"

„In das Weinhaus. Ich muß meinen Zorn verwinden.“

„Ah! Ich werde Dich begleiten. Aber ich werde nicht trinken.“

„Warum nicht?“

„Der General gibt zur Feier des Tages ein Diner.“

„Und dazu bist Du eingeladen?“

„So ist es.“

„Auch das noch? Aber gehen wir.“

Sie verließen den Domplatz.

Als sie in eine Straße einbogen, ging der schöne junge Offizier vor ihnen her, der die schöne Eugenie, die Tochter des stolzen Generals, aus der Kirche geführt und in den Wagen gehoben hatte. Er ging gedankenvoll; man sah jetzt, daß sein Gesicht blaß war; seine hohe Gestalt war fast gebeugt.

„Ach, Kronberg, Du wolltest mir von Lehrhof erzählen. Was ist es mit ihm? Er sieht so gedrückt aus.“

„Er trägt auch schwer genug."

„Ah, er hat sich den Franzosen verkauft!"

„Die Liebe zog ihn —"

„Zu der schönen Eugenie?"

„Zu ihr."

„So verdient er doppelt, was ihn drückt. Ein Deutscher darf keine Französin lieben."

„Parbleu, stolzer Welf!"

„Macht er nicht meine Worte wahr? Aber erzähle von ihm."

Der Herr von Kronberg erzählte:

„Lehrhof gehört zu dem angesehensten Adel des Landes. Er ist reich; Du kennst sein schönes Gut, eine Meile von hier. Er war unabhängig, er war stolz. Ihn für die französischen Interessen zu gewinnen, seinem Volke, seinem Vaterlande abtrünnig zu machen, wäre den Franzosen ein Triumph gewesen. Er widerstand allen Anerbietungen, allen Lockungen. Da erhielt der General Durieu hier das Commando. Es ist mir manchmal, als sei er um Lehrhof's willen hierher gesandt.

Er ist Witwer; er brachte seine schöne Tochter mit sich; sie macht die Honneurs seines Hauses. Er stattete seine Besuche bei dem Adel der Gegend ab, auch bei Lehrhof; bei dem Junggesellen natürlich ohne die Tochter. Lehrhof mußte seinen Gegenbesuch machen. Aber der schönen Eugenie ließ er sich nicht vorstellen. Es mußte eine Ahnung in ihm aufgetaucht sein. Er ladete den General ein, ohne die Tochter. Er wurde wieder eingeladen; er ließ sich entschuldigen. Die Einladung wurde wiederholt, und er wiederholte seine Entschuldigung. Das verdroß die schöne, durch seinen Widerstand gereizte Eugenie jetzt wol am meisten — was sie mit ihm vorhatten, mußte auf andere Weise erreicht werden. Der General fuhr mit ihr zu Lehrhof hinauf, unangemeldet. Sie überraschten ihn in seinem Garten.

Ein Zufall führte uns in die Gegend, lieber Baron, sagte der Vater. Meine Tochter sah das schöne Schloß, den reizenden Garten — sie konnte nicht widerstehen.

Mein Herr, sagte die Tochter, ich wollte Sie

sehen, nur Sie. Ich hatte von Ihnen gehört; man hatte mir gesagt, daß Sie ein Sonderling seien, der die Franzosen, die Frauen, die Liebe haßt, und dennoch Geist habe und liebenswürdig sei. Voyons, ob man mir die Wahrheit gesagt hat. Geben Sie mir Ihren Arm; führen Sie mich in Ihren Park; plaudern wir.

Er mußte ihr seinen Arm geben, sie durch seinen Park führen, mit ihr plaudern.

Das dauerte mehrere Stunden.

Als sie Abschied nahm, sagte sie zu ihm:

Mein Herr, werde ich noch einmal zu Ihnen kommen müssen, bevor ich Sie bei mir sehe?

Er war schon am folgenden Tage bei ihr.

Nach einem Vierteljahre hielt er um ihre Hand an.

Die Antwort war:

Wenn Sie Escadronchef in der Armee meines Kaisers sind. Das Lieutenants-Patent für Sie liegt bereit.

Aber Sie können mich lieben, Eugenie?

Ich liebe Sie. Darum eben!

Er wurde Lieutenant; er wurde Premier-Lieutenant.

Er trat zurück.

Hinten aus Frankreich kam plötzlich ein Vetter der Dame, hübsch, krausköpfig, lebhaft, keck, mit der schönen Cousine vertraut, gegen sie trotzig, anfangs auf den deutschen Baron eifersüchtig, dann nicht mehr. Auch das Letztere hatte seinen Grund. Lehrhof wurde eines Tages Zeuge des folgenden Gesprächs zwischen den Beiden:

Eugenie, Du liebst doch diesen Deutschen.

Alphons, Du bist ein eifersüchtiger Thor.

Aber er liebt Dich!

Kann ich es ihm wehren?

Aber Du duldest seine Liebe.

Um ihm das zu werden, was ich Dir nicht werden kann, seine Gattin.

Und ich, Eugenie?

Dir bleibt mein Herz, und es kann ein Ereigniß eintreten, das jede Ehe trennt, und dann —

Die Dame vollendete nicht. Aber der Baron hörte Küsse.

Und er ging am andern Tage zu dem General und bat um seinen Abschied. Allein —

Ihren Abschied kann Ihnen nur der Kaiser geben.

So werde ich den Kaiser darum bitten.

Sie können ihn nur durch mich bitten.

So bitten Sie ihn, General.

Nous verrons!

Der General ging zu seiner Tochter.

Was hat der Baron Lehrhof, Eugenie? Er verlangt seinen Abschied.

Dame Eugenie wurde verlegen.

Der General wußte, was es war.

Der krausköpfige Vetter wurde denselben Tag fortgeschickt.

Nach vierzehn Tagen kam für Lehrhof das Patent als Escadronchef.

Der General übergab es ihm.

Die Antwort des Kaisers, lieber Baron. Eugenie erwartet Sie.

Der Baron ging zu der schönen Dame.

Sie empfing ihn glücklich, zärtlich.

Lieber Lehrhof, unserer Verbindung steht nichts mehr im Wege.

Doch, meine Gnädigste!

Was wäre es?

Drei Worte, die Sie mit Ihrem Vetter Alphons sprachen.

Und diese Worte wären?

Ihr Herz gehöre ihm.

Diese drei Worte sollten den eitlen Thoren heilen.

Sie haben mich geheilt.

Krank gemacht, wollen Sie sagen. Aber Sie werden wieder gesunden.

Aber der Baron wurde nicht gesund, wenigstens nicht, wie das Fräulein es verstand.

Er bat wiederholt um seinen Abschied; er erhielt ihn nicht.

Er mied das Haus des Generals; er mußte dahin zurückkehren.

Der General ließ ihn zu sich kommen.

Mein Herr, ich werde Sie nicht zwingen, meine Tochter zu heirathen. Aber ich werde nicht gestatten, daß Sie mein Haus compromittiren. Sie bleiben in Ihrer bisherigen Stellung zu uns. An dem Tage, an dem Sie sich von uns zurückziehen wollten, geht ein Bericht an den Kaiser ab, des Inhalts, der Escadronchef Lehrhof beweise für die Gnade seines Kaisers sich dadurch dankbar, daß er mit dessen Feinden conspirire. Der Kaiser wird dann befehlen, Sie erschießen zu lassen.

Das war vor einem Vierteljahr, zu einer Zeit, da Verschwörung und Aufruhr begonnen hatten, hier zu herrschen.

Der Baron kannte den General.

Wollte er nicht den schimpflichen Tod des Verräthers sterben, so mußte er bleiben. Und er ist noch heute hier."

Der Baron Kronberg schloß seine Erzählung, oder machte eine Pause.

Der Graf Welf rief aus:

„Als Gefangener! Als angeketteter Sklave! Gekettet nicht mehr mit den Fesseln der Liebe, desto mehr mit denen des Hasses, des Zornes, der Ohnmacht! Und durch eigene Schuld! Wer einmal seinem Vaterlande untreu wird — er muß verloren sein! Und was soll nun zuletzt werden?"

„Es ist ein Deus ex machina gekommen," sagte der Herr von Kronberg.

„In welcher Gestalt?"

„In der eines geadelten Schneiders."

„Ist das ein schlechter Scherz?"

„Es ist baarer Ernst, Freund Welf."

„Element! erzähle."

Der Herr von Kronberg erzählte weiter:

„Fräulein Eugenie wurde unglücklich. Sie mußte auf den angesehenen und reichen Gatten verzichten. Ein noch schwererer Schlag kam hinzu. Als Lehrhof sie nicht mehr liebte, zog in ihr Herz die

Liebe zu ihm. Es soll manchmal so gehen. Sie verfiel.

Der General meinte, es sei die Sehnsucht nach dem krausköpfigen Vetter, den er nach Frankreich zurück geschickt hatte.

Soll ich Dir den Vetter Alphons zurückkommen lassen, Eugenie?

Sie erstarrte fast.

Ihn, der mein ganzes Unglück verschuldet?

Und Dein Unglück ist?

Ich liebe den Baron Lehrhof.

Der General konnte nur die Achseln zucken. Hier hatte er keine Hülfe.

Aber die schöne Eugenie glaubte, eine gefunden zu haben. Die Eifersucht hatte die Liebe aus dem Herzen des Barons verdrängt; die Eifersucht sollte sie wieder hineinführen. Hast Du von dem reichen Herrn von Steinbeck gehört, Freund Welf?"

„Ich erinnere mich nicht. Ich war seit drei Jahren abwesend."

„So höre. Er war früher Schneider in Berlin;

er war reich geworden, und ein reicher Schneider gilt etwas in Berlin. Er war sogar Militärschneider, und ein reicher Militärschneider gilt dort noch mehr. So wurde er geadelt, nachdem er die Nadel niedergelegt hatte, und er war undankbar genug, sie, die ihn reich gemacht hatte — freilich auch schon seinen Vater — nicht einmal in sein Wappen aufzunehmen. Selbst seinen Namen ändert er: er hieß Steinbock, er nennt sich Steinbeck. Nebenbei bemerkt, das einzige Schlechte, das man von ihm weiß. Im Uebrigen ist er ein biederer, gemüthlicher Mensch, obwohl Manche von ihm wissen wollen, er gehöre zu jenen Biedermännern, die es nach dem Sprichwort faustdick hinter den Ohren haben. Jedenfalls ist er ein höchst traitabler Mensch. Das fand auch Fräulein Eugenie.

Nachdem er geadelt war, verließ er Berlin und kaufte sich hier im Lande an. Das schöne Gut Waldhausen, eines der größten und reichsten der Gegend, gehört ihm. Von dort aus schaute der wohlconditionirte Junggesell von vierzig bis fünf=

undvierzig Jahren sich unter den Töchtern des Landes um, ob er zu seinen Millionen und zu seinem Adel eine würdige Lebensgefährtin finden könne.

Das erste Mal hatte er Unglück. Er hatte sich in ein junges, hübsches, blutarmes Mädchen verliebt, eine Pfarrers- oder Oberförsters-Tochter, oder so etwas. Weil sie nichts hatte und bürgerlich war, meinte er, sie müsse den adeligen Millionär, wenn er auch ein Schneider gewesen und ein Vierziger sei, wieder lieben. Das arme Ding mag auch lange geschwankt und mit sich gekämpft haben. Zuletzt gab sie ihm aber doch einen Korb; sie zog einen jungen Mann vor, der freilich auch von Adel war, gar von altem, aber arm wie eine Kirchenmaus, oder wie sie, die Pastorsmamsell selbst. Da fällt mir ein, Bruno Hammer war Dein Freund."

„Bruno Hammer?" rief der Graf Welf.

„Er ist der Mann der hübschen Auguste Heim, oder wie sie hieß."

„Bruno Hammer? Derselbe, der in die hiesigen

Aufstände verwickelt war? Ich las in den Zeitungen davon."

„Derselbe, und auch derselbe, auf dessen Kopf der Kaiser einen Preis von zwanzigtausend Franken gesetzt hat, der trotzdem aber wunderbarer Weise noch immer nicht entdeckt und noch weniger eingefangen ist."

„Erzähle weiter, Kronberg."

„Nun, Fräulein Eugenie —"

„Erzähle von dem armen Hammer weiter."

„Nachher von ihm; zuerst muß ich meine Geschichte von der schönen Generalstochter und dem reichen Militärschneider beendigen. Also, den Herrn von Steinbeck zog Fräulein Eugenie an sich, um den Herrn von Lehrhof wieder zu gewinnen, und der Millionär verliebte sich auch wohl in sie, aber den Mann ihrer Liebe scheint sie nicht wiedergewonnen zu haben, und auch ich stehe nicht dafür ein, daß das schöne Fräulein nicht zuletzt Frau von Steinbeck wird, aus Liebe zu Lehrhof einerseits und zu den Millionen —"

„Ah, guten Morgen, Herr von Kronberg," wurde der Erzähler unterbrochen.

Der Herr von Kronberg konnte noch eben seinem Begleiter zuflüstern:

„Der Wolf in der Fabel!"

Dann stand ein wohlconditionirter Herr in der Mitte der vierziger Jahre bei ihm.

„Auch im Te Deum gewesen?" fragte er den Herrn von Kronberg.

„Gewiß. Und auch Sie, Herr von Steinbeck?"

„Versteht sich. Brillanter Sieg der glorreichen Armee, und magnifique Musik! Sie wissen, ich liebe die Musik."

„Ei, ei, Herr von Steinbeck, Sie waren am Ende mehr aus Liebe zur Musik wie aus Patriotismus in der Kirche."

„Hm, Herr von Kronberg — Aber darf ich bitten, mich Ihrem Herrn Begleiter vorzustellen?"

„Herr von Steinbeck — Graf Welf!" stellte der Herr von Kronberg die beiden Herren einander vor. —

„Ah, gehorsamer Diener, Herr Graf. Hm, Herr von Kronberg, ob ich ein guter Patriot sei, fragen Sie mich. Sehen Sie mich an. Was finden Sie an mir?"

„Sie sind festlich gekleidet, Herr von Steinbeck."

„Richtig! Und was bedeutet das?"

„Doch nicht, daß Sie ein guter Patriot sind?"

„Doch, doch! Kleider machen den Mann. Das weiß Niemand besser als ich. Sie müssen wissen, Herr Graf von Welf, ich war früher Schneider —"

Der Graf Welf verbeugte sich.

Der Herr von Steinbeck fuhr fort:

„Und weil ich ein guter Patriot bin, hat der Herr General mich heute zu seinem Diner geladen, und darum sehen Sie mich in dieser festlichen Kleidung."

„Alle Wetter!" rief der Herr von Kronberg.

„Was verwundert Sie, Herr von Kronberg? Daß ich zu dem Diner geladen bin? Sie wissen, man hat mich gern in dem Hause."

„Ja, ja, Herr von Steinbeck. Besonders die schöne Tochter des Generals. Sie sind zu beneiden, Herr von Steinbeck.“

„Wie man's nehmen will, Herr von Kronberg. Ich glaube, ich liebe die schöne Eugenie mehr, als sie mich.“

„Die Welt sagt das Gegentheil.“

„So? Die Welt urtheilt gern nach dem Schein.“

„Den Schein geben Sie also hier zu?“

„Ich gebe nichts zu, Herr von Kronberg.“

„Bis man Ihnen zu Ihrer Verlobung gratuliren kann.“

„So weit sind wir noch lange nicht —“

„Guten Tag, Herr Baron,“ wurde auch Herr von Steinbeck unterbrochen.

Ein langer Mensch mit einem vertrockneten und finsteren Gesichte, halb wie ein Diener, und halb wie ein gewöhnlicher Landmann gekleidet, war an ihn heran getreten.

„Ah, Bartholomäus!“ sagte der Herr von Steinbeck. „Woher kommst Du denn?“

„Kann ich Euer Gnaden den Herrn Baron auf ein paar Augenblicke sprechen?“ fragte der Mensch.

„Sogleich, Bartholomäus. Wohin gehen die Herren?“

„In das Neuburg'sche Weinhaus,“ erwiderte der Herr von Kronberg. „Mein Freund Welf leidet auch an Patriotismus, aber er muß ihn vertrinken.“

„So, so! Das ist eine neue Art, den Patriotismus zu behandeln. Indeß, sie mag zu Zeiten probat sein und ich bin in zehn Minuten bei Ihnen, meine Herren. Bis zum Diner bei dem Herrn General ist noch eine Stunde Zeit.

Er trat mit dem Bartholomäus auf die Seite.

Die beiden Herren setzten ihren Weg fort.

„Der Herr von Steinbeck ist ein Narr,“ sagte der Graf Welf.

„Hm, es gibt allerlei Narren, auch kluge.“

„Ein eben so einfältiger wie eingebildeter Parvenü.“

„Was die Leute hinter den Ohren haben, sieht man nicht immer.“

Der Herr von Steinbeck war mit dem finsteren Mann auf die Seite getreten.

„Nun, Bartholomäus?“ sagte der Herr von Steinbeck.

„Sie ist da!“

„So, so! Und wo ist sie?“

„Noch ein paar Meilen von hier.“

„Auf dem Wege zu ihm?“

„Auf dem Wege zu ihm.“

„Und Du bist ihr vorausgeeilt?“

„Um Ihnen die Nachricht zu bringen. Es war unsere Abrede.“

„Wird sie Dir nicht unterdeß entkommen?“

„Ich weiß, wohin sie fährt.“

„Ah, ah, und wohin?“

„Sie muß über die Thalheimer Fähre.“

„In der Gegend also ist er?“

„Es wird wohl so sein.“

„Von wem hast Du Deine Nachricht?“

„Ihr Fuhrman fragte nach dem Wege zu der Fähre.“

„Dich?“

„Nein; andere Leute. Aber ich hörte es.“

„Hat sie Dich gesehen?“

„Nein.“

„Auch ihr Fuhrmann nicht?“

„Ich denke nicht.“

„Bis wann kann sie an der Fähre sein?“

„Bis um drei oder vier heute Nachmittag.“

„Wird sie über die Fähre zurück müssen?“

„Ich weiß es nicht. Aber —“

„Aber? Bartel, Du bist heute so spröde mi deinen Worten.“

„Ich bin heute wie immer. Was wollten Sie wissen?“

„Dein Aber.“

„Wohin könnte sie mit ihm, wenn sie nicht zurück will?“

„Du meinst, sie wollte mit ihm zurück?“

„Soll sie ihn krank und in Gefahr allein zurücklassen?“

„Ich werde bei Zeiten an der Thalheimer Fähre sein, Du kannst dich da nach mir umsehen.“

„Ich werde.“

Der kurzsylbige finstere Mann wollte gehen.

„Sei ja vorsichtig, Bartel,“ ermahnte ihn der Baron noch.

„Sorgen Sie nicht für mich,“ war die Antwort.

„Adieu, Bartel!“

„Adieu!“

Damit schieden sie, Herr und Diener, oder was sie sonst einander waren.

Bartel verschwand in der Straße. Der Herr von Steinbeck folgte den beiden jungen Herren, die in das Weinhaus gegangen waren

Folgen wir keinem von ihnen; aber begeben wir uns zu dem stolzen General Durieu und seiner schönen Tochter Eugenie.

Der General war Militärgouverneur der Provinz. Die Provinz war eine französische, mitten in Deutschland. Sie durfte sich nicht eine unterjochte, die Besetzung durch die Franzosen keine Invasion nennen. Frankreich hatte ja nur seine civilisatorische Mission erfüllt, Deutschland frei und die Deutschen zu Mitgliedern einer großen Nation zu machen. Wie oft hat man es so dem deutschen Volke gesagt, nun werde man es gegen seinen Willen beglücken! Das deutsche Volk jagte und jagt freilich immer zuletzt solche Beglücker dahin zurück, woher sie gekommen sind; denn es will gegen seinen Willen sich auch nicht beglücken lassen.

Als Militärgouverneur der Provinz bewohnte der General das schönste Haus der Stadt. Das schönste Haus der Stadt war die vormalige bischöfliche Residenz. Das Land war früher ein souveraines Bisthum gewesen. Die Zeiten ändern sich. Aber wenn es auch nichts Neues unter der Sonne gibt, die gewesenen Zeiten kehren niemals zurück.

Hinter der bischöflichen Residenz, oder, wie sie

jetzt hieß, dem Gouvernementsgebäude, befand sich ein großer, schöner Garten. In dem Garten waren der General und seine Tochter. Sie promenirten, um die Zeit zwischen dem Dè Teum und dem Diner auszufüllen.

Der Herbsttag war schön.

Vater und Tochter plauderten während der Promenade. Der General sprach ernste Worte; das Fräulein nahm sie leicht.

„Diese Siegesnachricht ist mir eine bedenkliche,“ sagte der General.

„Desto gläubiger nahm sie das Volk auf,“ erwiderte das Fräulein.

„Und wie lange wird das Volk solche Nachrichten so aufnehmen?“

„So lange man ihnen Glauben zu verschaffen weiß.“

„Und wie lange wird das dauern?“

„So lange man die Gewalt dazu hat.“

„Ja, Gewalt!“ sagte in seinem bedenklichen Tone der General.

„Ja, Gewalt!“ wiederholte in ihrem leichten das Fräulein. „Die Gewalt schafft Furcht, und durch die Furcht Recht und Glauben, Alles.“

„Nicht die Hoffnung.“

„Auch die, aber nicht die Liebe.“

„Indem die schöne Dame das sprach, war auch sie nachdenklich geworden.

Den Gedanken des Generals gaben ihre Worte eine andere Richtung oder auch nur einen anderen Ausdruck.

„Meine Besorgnisse beziehen sich hauptsächlich auf Dich, Eugenie.“

„Muß ich Soldat werden, Vater?“

„Sprechen wir ernsthaft, mein Kind.“

„Sprechen wir ernsthaft, mein Vater.“

„Auf den Baron Lehrhof darfst Du nicht mehr rechnen.“

„Ich hasse den Elenden.“

Der General mußte doch die Tochter auf diesen Haß ansehen. Dann fuhr er fort:

„Was soll nun aus Dir werden? In diesem

Deutschland ist unsere Zeit zu Ende. Ist sie hier zu Ende, so ist sie es auch in Frankreich. Ich bin Franzose und kenne die Franzosen. Der über den Rhein zurückgejagte Kaiser ist auch in Frankreich kein Kaiser mehr. Das Volk wird, anstatt ihn anzuerkennen, lieber einen Bourbonen zurückrufen. Was sind dann wir, die Generale des Kaisers? Nichts, wie er selbst."

„Es käme darauf an," unterbrach das Fräulein den General.

„Und wie?"

„Man unterwürfe sich den Bourbonen, wie man sich dem Kaiser unterwarf."

„Wie man ein Hemd wechselt?"

„Gebrauchen wir ein eleganteres Gleichniß, mein Vater: wie man die Liebhaber wechselt."

„Bleiben wir ernsthaft," nahm der General seinen Gedanken wieder auf. „Ich werde den Bourbonen nicht dienen. Ich werde meinen Abschied erhalten; man wird mir eine magere Pension geben. Ich bin ohne Vermögen, von bürger-

licher Herkunft; ich habe nur meinen Degen, der dann nichts mehr gilt. Ich werde mich, unbeachtet, um der Verachtung des wankelmüthigen Volkes zu entgehen, in einen entlegenen Winkel Frankreichs zurückziehen müssen. Für mich werde ich es ertragen. Aber was soll aus Dir werden, mein Kind?"

Fräulein Eugenie lächelte, freilich halb ernst.

„Ich werde Schneiderin, Vater."

„Bleiben wir ernsthaft, meine Tochter," sagte der General nochmals.

Das Fräulein wurde ganz ernsthaft.

„Ich heirathe den Herrn von Steinbeck."

Der Gedanke war doch dem General neu.

„Unmöglich!" rief er.

„Und warum unmöglich, mein Vater?"

„Du willst mir ein Opfer bringen."

„Nein, nein!"

„Er ist zu alt für Dich."

„Würdest Du es finden, wenn ein Marquis in seinem Alter mich heirathete?"

„Er steht so tief unter Dir an Geist, an Bildung, an Benehmen; er ist ein Roturier.“

„Und was sind wir, Vater, nach Deinem eigenen Ausspruche? Aber laß uns ernsthaft reden; jetzt bitte ich darum. Dieser ehemalige Schneider, heute ein Edelmann, in Frankreich ein deutscher Baron, er ist, was weit mehr gilt, ein Millionär, gar hier zu Lande, ein Thaler-, nicht blos ein Franken-Millionär. Seine Einkünfte belaufen sich auf mindestens jährlich zweimalhunderttausend Franken. Damit macht man auch in Paris ein Haus. Er würde mit mir nach Paris ziehen, und Du, mein Vater, wirst Deine Tage nicht in einem entlegenen Winkel Frankreichs beschließen.“

Der General hatte einen anderen Einwurf.

„Wird er Dich nehmen, Eugenie?“

Darauf fragte die Tochter:

„Haben wir hier noch die Gewalt, Vater?“

-„Noch! Aber vielleicht in den nächsten Tagen nicht mehr.“

„Wäre das so gewiß?“

„Ich befürchte es.“

„Nur Du, oder alle Welt?“

„Ich kenne den Kaiser. Dieses überschwengliche Siegesbulletin . . .“

„Deutet Dir sogar eine verlorene Schlacht an. Aber lügt nicht jedes Kriegsbulletin?“

„Nur so lange man lügen muß, so lange es schlecht geht.“

„Also wozu, mein Vater? Damit das Volk, die Masse, glauben soll, es gehe gut. Ist es so?“

„So ist es freilich.“

„Also auch, weil die Masse glaubt. Und so, mein Vater, war es heute in der Kirche. Ich mußte lachen, denn vor — nicht während — der Kirche hatten Deine Mienen mir schon Alles verrathen, und heute Mittag, wenn wir im Champagner den großen Sieg noch einmal feiern, werde ich noch mehr lachen müssen, und vielleicht feiern wir zugleich meine Verlobung.“

„Und der Baron Lehrhof?“ fragte der General noch.

Die Augen des schönen Fräuleins schossen wieder feindselige Blitze, wie vor einer Stunde, als der Baron Lehrhof ihre schöne Hand geküßt hatte. Aber zu einer Antwort hatte sie keine Zeit mehr.

Ein Bedienter nahte sich eilig.

„Schon Gäste?" fragte der General.

„Der Polizei-Inspector Sebald," meldete der Diener. „Er habe dem Herrn General eine dringende Mittheilung zu machen."

„Er komme!"

Der Diener kehrte zurück.

Ein häßlicher Mann mit einem undurchdringlichen Spitzbubengesichte trat in den Garten zu dem General.

Die schöne Eugenie war bei dem Vater geblieben.

Der häßliche Mann warf einen zweifelhaften Blick auf sie.

„Was bringen Sie?" fragte ihn der General.

Es war für den Polizeibeamten ein Befehl, trotz der Gegenwart des Fräuleins zu sprechen.

„Ich habe endlich eine Spur, Herr General,“ sagte er.

„Eine bessere als die früheren?“ fragte der General höhnisch.

Der Polizei-Inspector zuckte die Achseln.

„Herr General, Sie wissen, welch ein treuer Diener des Kaisers ich bin.“

„Ihre Bemühungen in dieser Angelegenheit haben es nicht bewiesen.“

„Ich gab mir nie mehr Mühe —“

„Ihre Erfolge dann nicht, trotz der zwanzigtausend Franken, die der Kaiser ausgesetzt hat.“

„Und,“ lächelte Fräulein Eugenie, „trotz allen Drängens des Obersten Gerard.“

In das undurchdringliche, häßliche Gesicht des Polizei-Inspectors schoß doch eine leichte Röthe.

„Ihre Spur?“ fragte der General.

„Die Baronin ist hier!“

„Seine Frau?“

„Sie ist auf dem Wege zu ihm, von meinen Leuten, ohne daß sie es ahnt, umgeben.“

„Und?“ fragte der General.

„Darf ich dem Herrn General erzählen?“

„Erzählen Sie.“

„Der Baron Hammer war auf unerklärliche Weise entkommen. Jedes Mittel, ihn aufzufinden, schlug fehl. Da fielen meine Gedanken auf seine Frau. Er hatte sie, als der Aufstand begann, jenseits der Elbe allein zurück gelassen. Ich ließ sie dort bewachen. Sie mußte Nachrichten von ihm oder über ihn erhalten. Er war in dem Kampfe verwundet, wahrscheinlich schwer. Sie mußte es erfahren. Die Nachricht mußte sie verwirren, zu einem Schritte veranlassen, der seinen Aufenthalt verrieth. So erwartete ich; meine Erwartungen sind übertroffen. Heute erhalte ich die Mittheilung, daß sie hier ist, auf dem Wege zu ihm. Vielleicht ist es schlimmer mit seinem Zustande geworden; sie will ihn noch einmal sehen, ihm sein Kind zeigen, das er noch nicht gesehen hat; sie hat es bei sich.“

Fräulein Eugenie unterbrach den Polizeibeamten.

„Wie alt ist das Kind, mein Herr?"

„Sechs Wochen, mein gnädiges Fräulein."

„Ah, und Gattin und Kind sollen jetzt die Verräther des Unglücklichen werden?"

„Sie werden uns den Weg zu dem Verräther zeigen."

„Berichten Sie meinem Vater weiter."

Der Polizeibeamte fuhr zu dem General fort: „Vielleicht will die Dame auch ihren Gatten befreien. Wahrscheinlich halten sich noch mehrere Insurgenten bei ihm auf, mit denen sie einen Plan verabredet hat. Jedenfalls muß man sich auf Alles vorbereiten, und deshalb bin ich hierher geeilt, um den Herrn General um Hülfe zu bitten."

„Um bewaffnete Hülfe?" fragte der General.

„Man muß sich auf einen Kampf gefaßt halten, Herr General."

„Sie haben Recht. Wie viel Mann würden Sie bedürfen?"

„Ich überlasse es dem Herrn General. Ich

möchte nur bitten, um des gebirgigen Terrains willen mir theils Infanterie und theils Cavalerie zur Disposition zu stellen."

„Ihnen?" sagte der General.

„Vielmehr mich dem Commando, Herr General."

Der General sann nach.

Seine schöne Tochter gab ihm einen Wink.

„Drängt es sehr?" fragte der General den Polizeibeamten.

„Die Dame muß vorsichtig reisen, daher langsam."

„So kommen Sie über eine halbe Stunde wieder."

„Zu Befehl, Herr General."

Der Beamte ging.

„Was wolltest Du mir sagen?" fragte der General seine Tochter.

„Wer soll das Commando führen, Vater?"

„Ich denke darüber nach."

„Es ist ein Schergendienst, mein Vater!"

„Das macht mir die Wahl schwer.“

„Schwer? — Lehrhof!“

Das schöne Fräulein nannte den Namen mit leuchtenden Augen.

Den General durchzuckte es doch.

„Lehrhof? Es wird ihn vernichten!“

„Er hat es verdient.“

„Er und der Baron Hammer sind Vettern, Eugenie!“

„Ja, ihre Mütter waren Schwestern.“

„Sie sind Freunde!“

„Ich weiß es.“

„Du gibst ihn völlig auf?“ fragte der General.

„Sans phrase!“

„Er soll das Commando haben!“

„Und der Lieutenant Godefroy wird ihm beigegeben!“

„Warum der?“

„Ich kann mich auf ihn verlassen.“

„Es sei.“

Der stolze General war ein zärtlicher Vater.

„Gäste!“ meldete der Bediente.

„Empfangen wir sie, Eugenie!“ sagte der General.

Er nahm den Arm seiner Tochter. Sie begaben sich in das Haus, in den Empfangssalon.

Die Tochter machte, da der General Wittwer war, die Honneurs des Hauses.

Es hatten sich erst wenige Gäste eingefunden.

Unter ihnen waren der Escadronchef von Lehrhof und der Herr von Steinbeck.

Der Herr von Lehrhof erhielt von dem schönen Fräulein einen Wink.

Er war an ihrer Seite.

„Sie befehlen, mein Fräulein?“

„Mein Vater wird Ihnen einen ehrenvollen Auftrag ertheilen.“

„Ich werde mich wie ein Ehrenmann seiner entledigen.“

„Mein Vater hofft es. Ihr Vetter Hammer ist gefunden.“

Der junge Offizier erbleichte. Er trat mit einer Verbeugung zurück.

Neben dem Herrn von Steinbeck stand ein älterer Herr.

„Ventre saint!" sagte der ältere Herr zu seinen Nachbar, „haben Sie gesehen, wie dieser Herr von Lehrhof erbleichte?"

„Ich achtete nicht auf ihn," antwortete der Herr von Steinbeck.

Aber zu sich selbst sagte er: „Potz Nadel und Granaten! und wie dieses schöne Fräulein Eugenie triumphirt! Da ist etwas vorgefallen, und — ah, ah, er hat von ihr seinen Abschied bekommen, und sie kommt zu mir, und es ist noch etwas, und ich muß wissen, was es ist."

Das Fräulein ging auf den Herrn von Steinbeck zu. Aber dann bog sie doch zur Seite ab.

Ein Offizier war gerade in den Salon getreten. Er war ein Mann schon in den Funfzigen; seine Brust war voll Orden und sein Gesicht voll Narben. Er trug dennoch nur die Lieutenants-Uniform.

Den Grund seines schlechen Avancements schienen sein Gesicht und seine Gestalt anzuzeigen. Diese war vierschrötig, jenes mit allen seinen Narben plump und breit. Er war lange Zeit Unteroffizier gewesen und in spätern Jahren zur Belohnung seiner Tapferkeit Offizier geworden; vielleicht auch zugleich wegen seiner besonderen Treue zu dem General und dessen Hause. Für das Letztere sprach das Folgende.

Als Fräulein Eugenie ihn sah, schritt sie rasch auf ihn zu.

„François, Du wirst dir heute den Dank des Vaterlandes verdienen.“

„Was gibt es, meine kleine Eugenie?“

„Ein Rebell, ein Verräther des Kaisers soll aufgehoben werden. Der Escadronchef Lehrhof führt das Commando; Du wirst ihm als Offizier beigegeben; beides auf meine Bitten.“

„Ah, ah, ich verstehe.“

„Der Rebell ist ein Vetter und Freund dieses Lehrhof.“

„Ah, ich verstehe noch mehr. Diesem Baron ist nicht zu trauen.“

„Und Du sollst ihn controliren.“

„Und die Spitze meines Degens wird ihn finden, wenn er —“

„Nicht doch. Der Tod von Deiner Hand wäre ein ehrenhafter. Ein Verräther verdient einen anderen Tod.“

„Jetzt verstehe ich Dich ganz, mein Kind.“

„Und ich kann mich auf Dich verlassen?“

„Hast Du es jemals nicht gekonnt?“

„Du hast Recht.“

Das Fräulein wandte sich zu dem Herrn von Steinbeck.

Er schritt ihr entgegen.

„Ich freue mich sehr, Sie hier zu sehen, lieber Herr von Steinbeck.“

„Freuen Sie sich wirklich, gnädiges Fräulein?“

„Zeigt es Ihnen nicht mein Gesicht?“

„Hm, mein gnädiges Fräulein, die Welt sagt,

schöne Damen lieben es, mit den Männern ihren Spott zu treiben.“

„Sie sind undankbar, Herr von Steinbeck. Hätte ich Ihnen das jemals gezeigt?“

„Besonders geistreiche und schöne Französinnen mit einem ehrlichen schlichten Deutschen —“

„Ah, mein Herr, wissen Sie, daß Sie ein großer Schalk sind?“

„Und ganz absonderlich, wenn es gar ein Schneider war.“

Das Fräulein wurde plötzlich sehr ernst.

„Herr von Steinbeck, warum sagen Sie mir das? Sie thaten es schon einige Male.“

„Verletzt es Sie, Fräulein Eugenie?“

„Es betrübt mich.“

„Und warum?“ fragte der Herr von Steinbeck rasch.

Sie hatte eben so rasch die Antwort auf den schönen Lippen, freilich, wenn es eine war.

Sie schlug die Augen nieder.

„Kann ich Ihnen darauf antworten?“ sagte sie

leiser, fast wie es aus einem zagenden Herzen spricht.

Dann lächelte sie ihn an mit ihrem bezauberndsten Lächeln.

„Sie müssen mich um Verzeihung bitten, wenn ich Ihnen nicht ganz böse werden soll.“

Sie hielt ihm ihre schöne Hand hin, auch mit dem schneeweißen Handschuh, er durfte nun einmal nicht fehlen, und er hob ja auch, bis an die feinen Knöchel reichend, den runden schneeweißen Arm so besonders reizend hervor.

Der Herr von Steinbeck küßte die Hand, und er küßte sie zärtlich, und er machte nicht üble Miene, auch den schönen Arm zu küssen.

Aber die gewandte Französin entzog Hand und Arm dem schlichten, ehrlichen Deutschen und vormaligen Schneidermeister.

„Herr von Steinbeck, Sie werden mein Tischnachbar sein. Sie sind es doch gern?“

„Ah, ah,“ rief der Herr von Steinbeck, „gnädiges Fräulein, welch eine Ehre für mich!“

„Sie sehen es nur als eine Ehre an.“

„Nein, nein, Sie machen mich ja unendlich glücklich. Dafür muß ich —“

Er wollte noch einmal ihre schöne Hand küssen.

Sie wehrte es ihm.

„Es würde auffallen.“

„Aber nachher?“

„Wir werden sehen.“

Da wurde der Herr von Seinbeck fast beleidigt. Gott weiß, was ihm auf einmal durch den Kopf gefahren war.

„Der Herr von Lehrhof hätte es dürfen!“ sagte er.

Das Fräulein lachte.

„Ah, Sie sind eifersüchtig.“

„Ja!“

Das Fräulein wurde ebenfalls ernsthaft.

„Der Herr von Lehrhof wird mich nie mehr anrühren, ja, er wird dieses Haus nie mehr betreten dürfen, als wenn ihn sein Dienst zu meinem Vater führt. Sind Sie noch eifersüchtig?“

„Nein, nein, mein liebes Fräulein Eugenie.“

Dabei durfte der Herr von Steinbeck ihre Hand wieder nehmen und in schlichter, ehrlicher deutscher Weise drücken.

Das Fräulein lächelte vergnügt zur Seite.

Ob sie nicht daran dachte, daß auch ein Händedruck verrätherisch sein kann?

Aber Sie war ja die feine französische Weltdame, und er war die tête carrée Allemande und der ci-devant maître tailleur!

„Aber sie hatten vorhin etwas mit ihm!“ sagte der Herr von Steinbeck schüchtern.

Auch dem Fräulein fuhr plötzlich der Gedanke durch den Kopf. Sie war die Tochter eines Napoleonischen Generals, und — seinen Sieg muß man verfolgen, dachte sie wohl.

„Den Herrn von Lehrhof,“ sagte sie, „schicke ich in diesem Augenblick für immer fort. Sehen Sie dorthin!“

Der General war wenige Minuten vorher durch einen Diener aus dem Salon gerufen. Er war

in dem Moment zurückgekehrt, als das Fräulein die Worte zu dem Herrn von Steinbeck sagte. Er ging auf den Herrn von Lehrhof zu, der gedankenvoll an einem Fenster stand. Er sprach wenige Worte zu dem Escadronchef. Der junge Offizier war durch das Fräulein auf das, was der General ihm sagte, vorbereitet gewesen. Man sah ihm dennoch an, wie er sich gewaltsam zusammennehmen mußte, um mit Ruhe zuzuhören und dann mit jenem unbedingten, nicht den geringsten Widerspruch duldenden Gehorsam, den der Dienst forderte, dem ihm gewordenen Befehle sich zu unterwerfen. Als er dann sofort das Zimmer verließ, war er leichenblaß, die Kniee schienen ihm zu schwanken.

Den Herrn von Steinbeck schien ein Entsetzen zu ergreifen, als er es sah.

Mein Gott mußte er sich sagen, was ist denn das? Der ist ja wie ein vernichteter Mensch!

„Wohin schicken Sie ihn?" fragte er das Fräulein.

„Seinem Kaiser einen wichtigen Dienst zu leisten, einen gefährlichen Rebellen einzufangen."

Der Herr von Steinbeck horchte auf.

„Ich denke, die Rebellion ist besiegt und unterdrückt.“

„Aber noch nicht alle Rebellen sind in unsern Händen.“

„Und gerade ein gefährlicher fehlte noch? Sie wissen, ich kümmere mich nicht um Politik.“

„Der Herr von Hammer!“ sagte das Fräulein.

„Ah, der! Den kenne ich freilich. Und man ist auf seiner Spur?“

„Durch seine eigene Frau.“

„Hm, hm, Fräulein Eugenie, das ist eine interessante Neuigkeit, die Sie mir da mittheilen.“

„Die aber noch ein tiefes Geheimniß sein muß.“

„Versteht sich. Aber wissen Sie, es ist spaßhaft —“

„Was finden Sie spaßhaft?“

„Da kommen zwei Nebenbuhler zusammen.“

„Zwei Nebenbuhler?“

„Von mir! Sie wissen, der Herr von Hammer war glücklicher als ich — ich war einmal ein Thor —“

Der General war zu seiner Tochter getreten.

„Wenn ich bitten dürfte, Eugenie!“

„Darf ich bitten?“ sagte Fräulein Eugenie zu dem Herrn von Steinbeck.

Sie nahm seinen Arm.

Er führte sie zu ihrem Platz an der Tafel. Der seinige war neben ihr.

Die ganze Gesellschaft setzte sich zu Tische.

Die Augen vieler der Gäste waren auf die Dame des Hauses und den Herrn von Steinbeck gerichtet.

„Wie glücklich der Herr von Steinbeck aussieht!“

„Und wie triumphirend die Miene der schönen Eugenie ist!“

„Parbleu, werden wir heute auch eine Verlobung feiern?“

„Es wäre nicht unmöglich. Darum hat sich auch wohl der Herr von Lehrhof so plötzlich entfernt. Seine Anwesenheit wäre für alle Theile zu peinlich gewesen —"

Die Menschen haben oft allerlei Gedanken.

II.

Eine Bäuerin.

Der Herbsttag war drückend heiß.

Es war freilich noch in den ersten Tagen des Herbstes; es war am 28. September des Jahres 1813.

In der brennenden Hitze fuhr ein offener, mit zwei Pferden bespannter Bauernwagen. Zwischen seinen Leitern befanden sich zwei Strohsitze. Auf dem vorderen, gleich an den Pferden, saß der Bauer, der den Wagen führte; den zweiten, in der Mitte des Wagens, hatte eine Bäuerin eingenommen, in deren Schooße ein Kind schlief; das Kind konnte vielleicht kaum einige Monate zählen.

Die Frau hatte gegen die glühenden Sonnen-

strahlen ein weißes Tuch über Kopf und Gesicht gezogen; über dem Gesichtchen des schlafenden Kindes hielt sie ein gleiches Tuch wie einen Schirm ausgebreitet.

Die Pferde krochen fast in der Landstraße, die nirgends einen Schutz gegen die Hitze des Tages darbot.

Der Wagen kam endlich in die Nähe einer Waldung, aber der Weg zog sich an ihr vorüber.

Der Fuhrmann hielt dennoch an. Er wandte sich zu der Frau im Wagen:

„Frau, wenn Ihr nichts dagegen hättet, möchte ich durch den Wald fahren. Es ist nur ein kleiner Umweg, und die Thiere holen die Zeit ein; hier in der Sonne können sie kaum vorwärts.“

„Es kommt darauf an, ob Ihr den Weg durch den Wald kennt,“ sagte die Frau.

„Ich kenne ihn.“

„So fahren wir durch den Wald.“

Ein Seitenweg führte auf der Landstraße rechts in die Waldung. Der Bauer schlug ihn ein.

Unter den hohen Eichen und Buchen wehte schöne, frische Waldluft.

Die Pferde zogen bald rascher, wie es der Bauer gesagt hatte.

Die Bäuerin athmete auf. Sie legte das Tuch zur Seite, das sie schirmend über dem Köpfchen des Kindes gehalten hatte. Sie entfernte das Tuch vom ihrem eigenen Gesichte.

Sie war eine junge Frau. Das Gesicht war fein, hatte schöne Züge, war sehr blaß; man sah es trotz der Gluth, mit der es noch von der Hitze bedeckt war. Man sah auch Sorgen und Leiden in dem schönen, blassen Gesichte, und dann noch etwas: man meinte, die Frau passe nicht zu der groben Bauernkleidung.

Sie blickte gedankenvoll vor sich; oft ruhten ihre Augen schmerzvoll auf dem Kinde in ihrem Schooße.

Der Wald, durch den der Wagen fuhr, war wohl erhalten; vielleicht nicht nach den Gesetzen der Forstwirthschaft, die den höchst möglichen Gewinn

erzielen will; desto mehr glaubte man in seiner Behandlung einen gewissen freien und edlen Geschmack zu erkennen, der sich eben an bestimmte Gesetze und Regeln irgend einer Art nicht hatte binden wollen. Bald kam man mitten in dichtes, krauses Gebüsch, dann an grünen Waldwiesen vorüber, die von dunklen Buchen eingefaßt waren; dann fuhr man eine lange Strecke unter hohen, mächtigen Buchen und Eichen, alte Gesellen, die wohl schon länger als hundert Jahre so beisammen standen, oder auch nicht beisammen, denn jeder war von dem anderen auf einen weiten Zwischenraum getrennt, so daß sie alle mächtig hatten ihre Aeste ausbreiten und rüstig sich hatten in die Höhe recken können. Nur ihre Schatten berührten sich in der Nachmittagssonne. Aus ihrem Schatten gelangte man wieder zwischen dichteres Gebüsch, dann wieder in anmuthige Lichtungen, dann —

Sind wir hier nicht in einem Park? fragten die Augen der Bäuerin, die trotz ihrer Sorgen auf die Umgebung aufmerksam geworden war.

Das Gebüsch schien zu einem Bosket geworden zu sein; Schlangengänge, mit weißem Kies bestreut, wanden sich hindurch; Ruhebänke von rohem Birkenholze schimmerten durch Flieder und Geisblatt; Kugelakazien erhoben sich darüber; in der Ferne wurden Wald und Lichtung von langen, geraden Alleen durchzogen.

Die Bäuerin konnte sich ihre Frage nicht verneinen. Ich muß hier mitten in einer reichen Besitzung sein, setzte sie in ihrer Antwort hinzu.

Sie sollte auch darin Recht haben.

Die Zweig-Landstraße, durch die der Wagen fuhr, und die sich mitten durch den weiten Park zog, wurde von einer breiten Allee hoher, schlanker italienischer Pappeln durchschnitten. Rechts von dem Wege lief diese Allee auf ein großes und hohes Gebäude zu. Man sah im Vorüberfahren Balkone, weiße Marquisen, Zinnen und Thürmchen auf dem spitzen Dache.

Das war ein Schloß, zu dem der Park gehörte.

Es lag etwa zehn Minuten von der Landstraße entfernt.

Der Fuhrmann hatte im Vorbeifahren hingesehen, ohne etwas zu sagen; er hatte eben nur hingesehen.

Nach zehn oder zwölf Minuten indeß hielt der Fuhrmann an. Er war an einer stillen, schattigen Stelle des Parks, der hier fast wieder einfacher Wald war.

Links an der Straße lief aus einem Felsen eine klare Quelle; ein steinernes Brunnenbecken fing das Wasser auf; eine Röhre goß es über Moos und Blumen aus, von denen es, ein freies, summendes Bächlein, weiter floß. Rechts an der Straße, dem Felsen gegenüber, stand vor einer Rasenbank ein alter, bemooster, steinerner Tisch: beide beschattete mit ihren breiten, dichtbelaubten Zweigen eine mächtige Ulme. Rumd umher war lichter Wald.

„Frau,“ sagte der Fuhrmann zu der Bäuerin, „wenn Ihr nichts dagegen habt, so möchte ich hier ein Viertelstündchen Rast machen, um meinen

Pferden ein Stück Brod und einen Trunk Wasser zu geben. Sie laufen dann um so besser, und an der Fähre langen wir noch immer früh genug an.

Die Frau hatte nichts dagegen. Nach einem Trunk frischen Wassers mochte sie selbst Verlangen tragen, auch nach einer Bewegung, um den auf dem harten, unbequemen Strohsack ermüdeten Gliedern eine Erholung zu geben. Der Platz im Walde war zudem so einladend, schattig, frisch, still und einsam.

Der Bauer fuhr den Wagen auf die Seite der Straße.

Die Frau erhob sich von ihrem Sitze und legte zuerst das schlafende Kind auf das Stroh, um besser herunter steigen zu können. Als sie dann unten stand, sah man ihre ganze reizende Gestalt. Sie war nicht groß, aber desto zierlicher gebaut. Die grobe bäuerliche Kleidung schien das wundervolle Ebenmaß ihrer Glieder zu heben.

Sie nahm das Kind wieder in ihre Arme; dann war ihr erster Gang zu der Quelle, sich den

erfrischenden Trunk zu holen. Sie schöpfte ihn mit der hohlen Hand. Die Hand war fein, leicht gebräunt, gebräunt wohl erst auf der Reise, seit gestern, vielleicht erst seit heute. Handschuhe trug die Frau nicht; sie passen nicht zu ärmlicher, grober Bauernkleidung; es müßten denn wärmende Fausthandschuhe im Winter sein.

Als die Bäuerin ihren Durst gelöscht hatte, fiel ihr Blick auf die Rasenbank unter der schattigen Ulme; aber zunächst stärkte sie die müden Glieder; sie trat unter die Bäume des Waldes umher. Es waren wieder jene hohen, uralten Eichen; sie standen wieder weit auseinander, gleichsam jeder wie ein alter Recke für sich. So ernst, so stolz und so groß schauten sie hernieder.

Die Bäuerin ging langsam unter ihnen hin; sie war in tiefen Gedanken. Auf einmal stutzte sie. Sie war an einem Gebüsch, das sich nach rechts und links öffnete. Durch den Einschnitt rechts sah sie das große Schloß, an dem sie vor wenigen Minuten, freilich in jener Enfernung, vorbei ge=

fahren war. Links ragte über hohen Bäumen ein viereckiger grauer Thurm empor, und durch die Zweige der Bäume zeigte sich graues, ruinenartiges Gemäuer. Das neuere Schloß und die graue Ruine konnten nicht gar weit von einander entfernt liegen.

Die junge Frau mußte wiederholt nach beiden blicken. Eine dunkle Erinnerung schien in ihr wach geworden zu sein. Hatte sie von jenem Schlosse mit den Thürmen, den Balkonen und den weißen Marquisen, und von diesem grauen, viereckigen, über altem Gemäuer und hohen Eichen emporragenden Thurme einmal geträumt? Oder hatte ihr Jemand davon erzählt? Oder hatte sie vielleicht selbst sie gesehen in einer frühen Zeit ihrer Kindheit, da sie lebhafte Eindrücke zwar schon in sich aufnehmen, aber noch nicht lebendig in ihrer Erinnerung bewahren konnte?

Sie wurde unruhig; sie warf noch einmal den Blick auf Schloß und Ruinen. Etwas, wie eine Ahnung, schien sie zu ergreifen, sich in ihr festsetzen zu wollen. Sie kehrte zurück zu der Landstraße,

dem Wagen. Der Fuhrmann hatte seine Pferde nach nicht wieder aufgezäumt. Sie setzte sich wartend, bis er fertig sei, auf die Rasenbank.

Sie mußte Gewißheit haben über das, was als Ahnung in ihr wach geworden war.

„Wem gehört das Schloß, an dem wir vorbei fuhren?“ fragte sie den Fuhrmann.

„Das Schloß? Das war der Hammerstein.“

Die Bäuerin erschrak heftig, daß das Kind in ihrem Arme emporfuhr. Ihr blasses Gesicht war weiß geworden wie frischer Schnee.

Sie fragte, sie sprach nicht weiter. Das Eine Wort „Hammerstein“ schien ihre ganze Seele zu erfüllen.

„Können wir bald wieder aufbrechen?“ sagte sie nach einer Weile.

Es schien ihr dringend darum zu thun zu sein, daß sie es bald könne.

„Die Thiere fressen noch,“ antwortete der Bauer. „Sie waren hungrig. Dann führe ich sie an den

Brunnen. Ein paar Minuten müssen wir noch verweilen."

Die Bäuerin wurde unruhiger. Sie mußte sich gedulden.

Ihr Kind war erwacht. Der Säugling verlangte Nahrung.

Sie legte es an die Mutterbrust. Aber indem sie ihren Busen entblößte, wandte sie sich von dem Fuhrmann ab, mit dem Rücken nach der Straße.

Das Kind trank so behaglich, mit vollen Zügen!

Die Bäuerin mußte es mit dem ganzen Glücke, dem ganzen Stolze der jungen Mutter ansehen. Bekümmerniß, Sorgen und Schreck waren wenigstens für den Augenblick aus ihrem Gesichte verschwunden; dann zeigte sich doch wieder eine Angst darin.

Das Kind hatte die Augen geöffnet; es hielt sie zu dem Gesichte der Mutter empor gerichtet.

„Aber es kennt mich noch nicht," sagte die Frau. „Noch immer nicht! Und —"

Das war der Augenblick, in dem die Angst sie

ergriff. Sie fuhr auf; ihre Augen starrten in die Richtung, in der sie den grauen Thurm und das alte Gemäuer gesehen hatte.

„Und dort, dort!“ rief sie.

Ihr Blick senkte sich wieder auf das Kind an ihrer Brust.

„Ich bin ihm noch immer eine Fremde.“

Sie starrte in die Augen des Kindes, heftig, leidenschaftlich, wie mit einem krankhaften Eigensinn.

„Es will mich nicht kennen. Nie, nie? Es soll wahr werden? Auch an mir?“

Sie starrte in die Richtung der Ruine, als wenn sie das Gebüsch, die Bäume durchbohren wolle, um Thurm und Gemäuer zu sehen.

Es litt sie nicht mehr auf der Bank. Sie sprang auf, das Kind noch an der Brust.

Eine Dame stand mit einem Kinde vor ihr.

Eine hohe, stolze Gestalt, Adel und Schönheit in den schlanken und runden Formen des Körpers, in den regelmäßig und vornehm geschnittenen Zügen des Gesichtes.

An ihrer Hand führte sie einen bildschönen Knaben mit einer Fülle krausen, schwarzen Haares.

Die Dame blickte verwundert auf die Bäuerin.

Die Bäuerin ordnete erschreckt ihr Busentuch.

Dann standen die beiden Frauen einander schweigend gegenüber. Beide waren jung; die fremde Dame war die ältere, sie konnte in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre stehen, während die Bäuerin vielleicht kaum zwanzig zählte. Jede war Mutter; daß der bildschöne Knabe das Kind der Dame war, zeigte offen jeder Zug seines Gesichts, das freilich zugleich einen so ganz besonders fremdartigen kecken, fast trotzigen Ausdruck trug. Der Knabe konnte anderthalb bis zwei Jahre zählen. Das Kind der Bäuerin hatte wohl noch nicht einmal so viele Monate erlebt; es trug ganz die feinen, weichen Züge der Mutter; es schien ein Mädchen zu sein, frisch und blühend war es an der Mutterbrust, wie der Knabe an der Hand der Mutter. Auch schön waren sie beide, diese Frauen, aber wie verschieden war ihre Schönheit! Stolz be-

fehlend, majestätisch die der Einen; einfach bescheiden, still und doch so klar und ruhig die der Anderen.

In dem ersten Augenblicke hatte die Bäuerin sich erschreckt; dann stand sie ruhig; aber die Verwunderung der Dame war nun einer plötzlichen Unruhe gewichen; dann war auch die Bäuerin wieder unruhig geworden, und wie sie ihr Kind fester an sich drückte, als wenn sie es gegen irgend eine Gefahr beschützen müsse, so zuckte die Hand der Dame, als wolle sie den Knaben vor einer drohenden Gefahr entfernen.

Und doch waren die beiden Frauen sich fremd; man gewahrte es an ihren Blicken, daß nie die Eine von ihnen die Andere gesehen habe.

Und doch waren es feindliche Blicke, mit denen sie sich gegenseitig maßen.

Jeder Mensch hat im Leben ähnliche Begegnungen. Man sagt dann: die standen sich schon in einem früheren Leben feindlich gegenüber; die Erinnerung daran haben sie verloren; aber der alte Haß ging in das neue Leben über und wirkt

instinctmäßig in ihnen fort. Allein, kann es nicht auch die Ahnung künftiger Feindseligkeit sein, die das eine Auge prophetisch in dem anderen erblickt?

Aber die hohe Dame erhob sich stolz, wandte sich zurück. Nur eine Bäuerin stand ja vor ihr; wie konnte eine Bauersfrau Gegenstand ihrer Feindschaft, ihres Hasses sein!

Und doch! War die schöne Frau mit dem feinen, blassen Gesichte nur eine Bäuerin? Sie mußte sich doch wieder nach ihr umwenden, sie darauf ansehen.

„Wenn Ihr nun einsteigen wollt, Frau!" sagte der Fuhrmann zu der Bäuerin.

Er hatte die Pferde wieder aufgezäumt.

Die Frau ging zu dem Wagen, auch sie stolz; und wenn sie auch allein den harten Strohsack besteigen mußte, sie that es mit einer Leichtigkeit und Anmuth der Bewegungen. —

„Wäre sie doch etwas Anderes?" fragten die Blicke der Dame.

Als der Leiterwagen langsam weiter fuhr, sah auch die Bäuerin sich um.

Aus der Richtung des Schlosses war gerade ein Diener gekommen. Er trug auf einem silbernen Präsentirteller ein Körbchen von durchbrochenem Silber mit Backwerk, mit feinem Obst, eine Karaffe mit Wein, eine leere Wasserkaraffe, Teller und Gläser. Er stellte Alles auf den steinernen Tisch vor der Rasenbank. Die Wasserkaraffe füllte er dann aus dem frischen Quellbrunnen.

Aus dem Brunnen hatte auch die Bäuerin getrunken; sie hatte mit der hohlen Hand daraus geschöpft; dann hatte der Fuhrmann seine Pferde daraus getränkt; in der feinen Krystallflasche wurde jetzt sein Wasser für die vornehme Dame gesammelt. Das belebende und erfrischende Quellwasser ist nun einmal für jegliches Geschick.

Auch auf die Rasenbank, auf der die Bäuerin mit ihrem Kinde ausgeruht hatte, setzte sich die Dame mit ihrem bildschönen Knaben.

Der Bauerwagen fuhr weiter durch den Wald, bis er an einen Fluß und an eine Fähre kam.

III.

Französische Offiziere.

Eine zweispännige Extrapost fuhr in scharfem Trabe auf der Landstraße. Der Herr, der darin saß, verrieth Ungeduld. Er sah mit einem gewissen Zorne jedem Baume entgegen, an dem er noch vorüber mußte. Die Straße zog sich mitten durch einen Wald.

Nach einer Weile fuhr eine zweite, gleichfalls zweispännige Extra-Postchaise in demselben Wege. Sie war aus einer Seitenstraße hereingebogen, unmittelbar hinter dem ersten Wagen. Sie hielt sich immer dicht hinter diesem.

„Wer sitzt in dem Wagen?“ fragte der Reisende in der ersten Extrapost seinen Postillon.

Er sprach in einem Deutsch, das zwar fließend war, dem man aber anhörte, es sei für den Reisenden eine fremde Sprache.

„Der Wagen ist verschlossen, mein Herr," antwortete der Postillon.

„Du sahst auch nicht hinein?"

„Nein, mein Herr."

„Fahr' rascher."

Der Postillon hieb auf seine Pferde ein. Sie liefen in stärkerem Trabe.

Aber auch der Postillon des zweiten Wagens hatte in demselben Augenblicke seine Pferde schneller laufen lassen.

Es entstand ein Wettrennen zwischen den beiden Extraposten. Die erste wollte der zweiten einen Vorsprung abgewinnen; die zweite schien sogar die erste überholen zu wollen; sie blieb immer dicht hinter ihr.

Die Blicke des Reisenden in dem ersten Wagen wurden zorniger.

„Wie weit haben wir noch von der Fähre?“ fragte er seinen Postillon.

„Eine halbe Stunde.“

„Du wirst in der halben Stunde vor dem Wagen hinter uns so weit voraus sein, daß er nicht mit uns gleichzeitig über den Strom kommt.“

Der Reisende sprach es strenge befehlend. Er schien an strenges Befehlen gewohnt zu sein; auch an pünktlichen Gehorsam.

„Es ist nicht möglich, mein Herr,“ sagte der Postillon.

„Was ist nicht möglich, wenn ich es befehle?“

„Meine Pferde müßten Galopp laufen, und sie können kaum mehr traben.“

„Gib mir die Zügel,“ sagte der Reisende.

„Mein Herr, es ist verboten.“

„Verboten? Zum Teufel, Bursch, verboten wäre auch wohl, Dir eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und bei Gott, ich habe Lust dazu.“

Der Reisende zog in der That unter seinem Reisemantel ein Pistol hervor.

Er spannte ruhig den Hahn.

Der Postillon wischte sich den Angstschweiß von der Stirn und hieb von neuem auf die Pferde ein.

Die Thiere waren ermüdet, in Galopp waren sie nicht zu bringen.

„Sehen Sie, mein Herr!“ sagte er.

„Halt!“ befahl der Reisende.

Der Wagen hielt.

Der Postillon sah sich verwundert nach dem Reisenden um.

Dieser stieg langsam und ruhig aus dem Wagen; sein gespanntes Pistol hielt er noch in der Hand.

Die Landstraße war enger geworden; von der einen Seite lief sie zwischen Felsen; an der anderen Seite war ein Graben, hinter dem Graben waren gleich wieder die Bäume des Waldes. Der Wagen hielt in der Mitte des Weges; so konnte der zweite Wagen nicht an ihm vorbeifahren; er mußte hinter ihm halten.

Der Reisende des ersten Wagens ging mit der gespannten Waffe auf ihn zu.

Dem Postillon sah man Angst und Schrecken an.

„Was will er?“ fragte er sich. „Das ist ein verwegener Mensch! Und wir sind hier mitten im Walde!“

Der Reisende, den er fuhr, war ein Mann etwa in der Mitte der dreißiger Jahre, eine hohe, schlanke, aber in allen Bewegungen kräftige Gestalt; das schöne, gebräunte Gesicht zeigte Muth, Kühnheit, eine Verwegenheit, von der der Postillon gesprochen hatte; es zeigte noch etwas mehr, man konnte vor ihm erschrecken; die ganze Erscheinung aber war eine soldatische, und unter dem blauen Reisemantel gewahrte man in der That eine Uniform.

Der Reisende ging mit der ganzen kühnen Entschlossenheit seines Wesens auf den zweiten Wagen zu. In dem Augenblicke, als er ihn erreichte, öffnete sich der Schlag desselben.

„Parbleu, Sie, Oberst Gerard?“ rief eine Stimme heraus.

„Ah, Kapitän Bernet!“ sagte der Oberst Gerard. Er war schon nicht mehr überrascht, als er kaum die Worte gesprochen hatte.

„Und mit der Waffe in der Hand?“ fragte der Kapitän.

„Zum Teufel, ja, Kapitän, um Sie zu erschießen.“

„Und was hatte ich Ihnen gethan, mein Oberst?“

„Ich mußte vor Ihnen die Fähre passiren.“

„Und ich wollte sie vor Ihnen passiren.“

Der Oberst schien etwas zu errathen.

„Sie haben einen dringenden Auftrag?“

„Dem Niemand zuvorkommen darf.“

„Aber erfahren darf man ihn?“

„Ich gehe nach Kassel zu dem armen König Jerome.“

„Ah, Sie haben keine angenehme Mission.“

„Sie kennen sie, Oberst?“

„Sie sollen den König benachrichtigen, daß der General Czernitscheff auf dem Fuße folgt.“

„Ja, er ist mit seinem ganzen Corps auf dem Wege nach Kassel.“

„Nur mit zweitausend Kosacken, Kapitän.“

„Auch die reichen aus, dem Königreiche Westfalen ein Ende zu machen.“

„In diesem schlechten Lande, meinen Sie. Unter diesen verrätherischen Deutschen. Sie werden mit den russischen Barbaren gemeinschaftliche Sache machen.“

Die beiden Herren sprachen französisch mit einander, und man hörte es ihnen an, daß es ihre Muttersprache war.

Der Oberst hatte mit dem Postillon geläufig deutsch gesprochen; er mochte sich lange in dem schlechten Lande, unter dem verrätherischen Volke aufgehalten haben.

Der Kapitän lachte zu den Worten des Obersten.

„Was wollen Sie, mein Oberst? Jeder sucht so frei zu leben, wie er kann.“

„Frei?“ rief der Oberst. „Haben wir nicht diesem Volke die Freiheit gebracht? Waren sie nicht

vorher Leibeigene? Der Edelmann seinem Fürsten, der Bürger und Bauer wieder dem Edelmann? Alle mit Geld und Gut, gar mit Weib und Kind?"

Der Kapitän mußte noch einmal lachen.

„Hm, Oberst, und wem sind sie jetzt leibeigen? Was namentlich die Weiber betrifft, ich meine die schönen, da könnte der Herr Oberst Gerard sicher die beste Auskunft geben. — Aber darf ich fragen, wohin Ihre Reise geht?"

„Ich gehe im Auftrage des Kaisers nach Paris."

„So führen wir bis Kassel zusammen?"

„Vielleicht nicht. Aber steigen wir in meinen Wagen."

Sie stiegen Beide in den Wagen des Obersten.

Beide Wagen fuhren weiter, ohne den Vorrang sich ferner streitig zu machen.

Im Wagen kamen die beiden Offiziere auf andere Gegenstände zu sprechen.

„Was denken Sie von unserer Lage, mein Oberst?"

„Vor der Hand nicht viel Gutes, Kapitän.

Die Reihe unserer Niederlagen ist noch nicht zu Ende. Der Kaiser bereitet sich zu einer Hauptschlacht vor. Er wird auch sie verlieren."

„Der Kaiser hat seinen alten Muth wieder, Oberst."

„Aber nicht sein altes Glück. Wir werden aus diesem Deutschland verjagt werden."

„Die Wahrheit zu sagen, Oberst, auch ich fürchte das."

„Aber nicht für immer, Kapitän. Wir werden zurückkehren, Rache nehmen."

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

„Sie sind nicht meiner Meinung, Kapitän?"

„Nein, mein Oberst, und aus einem Grunde, den Sie am ersten anerkennen werden. Sie verstehen sich auf die Frauen und auf die Liebe. Das Glück ist ein Weib. Haben Sie je gesehen, daß eine Frau, die ihrem Liebhaber einmal den Abschied gegeben und einen anderen genommen hatte, zu dem ersten zurückgekehrt sei? Sie warf sich wohl

wieder einem dritten und vierten in die Arme, aber mit dem ersten war es für immer vorbei."

„Wir sollten keine Rache haben, Kapitän?" rief der Oberst.

„Wir möchten sie uns denn jetzt noch nehmen können."

„Auf der Flucht? In dieser Eile, mit der wir das verrätherische Land durchziehen müssen, damit die Botschaft, die wir zu überbringen haben, nicht durch irgend einen Zufall vor uns bekannt werde und ihren eigenen Trägern den Tod bringe? Wollte ich Ihnen doch eine Kugel durch den Kopf jagen, weil ich Sie in Ihrem verschlossenen Wagen für irgend einen jener nichtswürdigen deutschen Patrioten hielt, der vor mir den Strom überschreiten und aller Welt verkünden wolle: die Russen sind im Anmarsch, ihr Deutschen! Schlagt jeden Franzosen todt, den ihr noch im Lande findet! Da wollen Sie noch von Rache sprechen, Kapitän?"

„Hm, mein Oberst," meinte der Kapitän, „der fliehende Feind pflegt mehr Spuren der Verwüstung

zurückzulassen als der siegreich vordringende. Er weiß eben, daß er nicht wieder kommt."

Der Oberst antwortete nicht; die Worte des Kapitäns schienen ihn nachdenklich gemacht zu haben.

Die Wagen hielten.

Sie waren vor einem Flusse, der die Landstraße und den Wald durchschnitt.

Eine Brücke führte nicht hinüber. Die Verbindung der beiden Ufer wurde durch Fährkähne unterhalten.

Fährhaus und Fährkähne befanden sich am jenseitigen Ufer.

Man hatte dort die beiden Extraposten gesehen. Der größte Prahm, der in der Fährbucht lag, wurde losgekettet, bemannt, in den Strom gerudert.

Fast in demselben Augenblicke war aus einem Seitenwege des Waldes ein dritter Wagen bei den Extraposten angekommen. Er wollte gleichfalls über den Strom.

Es war ein gewöhnlicher Bauerwagen mit Leitern, gezogen von zwei Ackerpferden, gefahren von

einem Bauern, versehen mit zwei Strohsitzen. Auf dem vordersten gleich an den Pferden saß der Bauer; den zweiten in der Mitte des Wagens hatte eine Bäuerin eingenommen, die auf ihrem Schooße ein schlafendes Kind hielt; das Kind schien noch sehr klein, ein Säugling zu sein.

Die Frau war dem schönen, jungen französischen Obersten aufgefallen. Er betrachtete sie genau. Er verstehe sich auf die Frauen, hatte der Kapitän gesagt, der, nebenbei bemerkt, älter als der Oberst war.

„Die Bäuerin scheint Ihnen zu gefallen,“ sagte der Kapitän. „Sie ist in der That hübsch.“

„Sie ist schön, Kapitän. Sehen Sie das feine Gesicht, die blendend weiße Haut, die edlen Formen des Nackens, der Brust ...“

Der Kapitän lachte.

„Armer Oberst! Ihre schleunige Mission nach Paris.“

„Kapitän, sie ist keine Bäuerin!“

„Sie kennen sie?“

„Nein — aber —“

„Aber?“

„Sie darf nicht gleichzeitig mit uns über den Strom. Hätten Sie die Güte, es zu arrangiren? ich muß mich zurückhalten.“

„Parbleu, Oberst, also doch ein Abenteuer?“

„Ich erzähle Ihnen nachher.“

Der Prahm hatte das Ufer erreicht, an dem die Wagen hielten.

Der leere Wagen des Kapitäns fuhr hinein.

Der Wagen des Obersten, in dem die beiden Offiziere saßen, folgte nicht.

„Darf ich bitten, auszusteigen?“ sagte vielmehr der Oberst zu seinem Gefährten.

„Sie wollen nicht nach drüben, Oberst?“

„Ich wohl. Aber mein Wagen bleibt hier. Ich kehre zu ihm zurück.“

Der Kapitän sah den Oberst verwundert, fast befremdet an.

Der Oberst schien sich doch zu einer Auskunft verpflichtet zu halten. Sie war freilich ungenügend genug.

„Ich erwarte Jemanden drüben. Ich habe dann auf dieser Seite noch ein Geschäft zu besorgen."

„Also immer noch ein Abenteuer, Oberst?" lächelte der Kapitän, der seinen Gefährten namentlich in dieser Beziehung zu kennen schien.

Der Oberst schwieg.

Sie verließen Beide seinen Wagen und gingen in den Prahm.

Der Wagen blieb zurück.

Den beiden Offizieren wollte der Bauerwagen folgen.

Der Prahm hätte Raum für die drei Wagen gehabt.

Die Fährleute warteten.

„Stoßt ab!" befahl ihnen der Kapitän.

Auch er konnte deutsch sprechen.

„Der dritte Wagen will noch mit," sagte einer der Fährleute.

„Aber ich will es nicht."

Der Fährmann gab keine Widerrede. Er war

ja zwei französischen Offizieren gegenüber, und die Franzosen waren noch Herren in dem Lande, dem sie die Freiheit gebracht hatten.

Der Prahm fuhr ab ohne den Leiterwagen.

„Sie wollten mir von der Bäuerin erzählen, Oberst, oder wer sie sonst ist," sagte der Kapitän.

„Ich habe nur Vermuthungen über sie, Kapitän."

„Danach wäre sie?"

Der Oberst zögerte doch, ehe er antwortete.

„Sie haben von dem Freiherrn von Hammer gehört, Kapitän?"

Der Kapitän horchte auf.

„Parbleu, Oberst, man sagt, daß Sie die Baronin von Hammer sehr genau kennen."

„Diese sehe ich zum ersten Male."

„Es gäbe mehrere Damen des Namens?"

„So ist es."

„Und sie sind alle schön? Diese ist es, und ich wette, Oberst, die, die Sie kennen ... Ah, ist ihr Mann nicht schon bejahrt?"

„Er ist der Schwiegervater jener am Ufer, wenn ich mich über sie nicht irre.“

„Alle Wetter, mein Oberst, ich beginne mich zu orientiren! Der alte Freiherr — indeß, es geht mich nichts an, mit ihm haben Sie Ihre Angelegenheiten, eigentlich mit seiner schönen Frau. Aber parbleu noch einmal, die Schwiegermutter dieser Bäuerin, also die Großmutter des Kindes in ihrem Schooße, kann keine junge Dame mehr sein.“

„Der alte Freiherr ist zum zweiten Male verheirathet,“ sagte der Oberst.

„Ah, ah, Oberst! Aber fahren Sie fort. Diese Dame auf dem Leiterwagen ist —?“

„Sie haben von einem Baron Hammer gehört, der einen Insurgentenhaufen führte?“

„Der sich den Lützowern anschloß, großen Muth bewies, unsern Truppen vielen Schaden zufügte, überall der Erste war. Dessen Frau wäre die Dame dort?“

„So vermuthe ich.“

„Und Ihre Gründe?“

„Ich sah einmal flüchtig ein Medaillon-Portrait von ihr.“

„Die schöne Stief-Schwiegermutter zeigte es Ihnen?“

Der Oberst antwortete auf die Frage nicht.

„Ich glaube,“ fuhr er fort, „hier die Züge wieder zu erkennen. Die junge Baronin hat ferner vor etwa zwei Monaten ihr Wochenbett gehalten und ist seit einigen Tagen mit ihrem Kinde plötzlich verschwunden, Niemand weiß, wohin?“

„Auch nicht aus welchem Grunde, Oberst?“

„Hm, Kapitän, ihr Mann wurde in seinem letzten Gefechte mit den Unserigen schwer verwundet und war doch entkommen.“

„Und ich erinnere mich, Oberst, der Kaiser, er selbst, setzte eine Belohnung von zwanzigtausend Franken für Den aus, der den Hochverräther nachweise. War es so?“

„So war es. Und gleichwohl ist noch keine Spur von ihm ermittelt.“

„Er wird längst fort sein, nach Preußen, vielleicht gar nach England.“

„Er ist noch im Lande.“

„Das weiß man?“

„Ganz genau.“

„Und jetzt? Ihre Augen leuchten, Oberst!“

In den Augen des Obersten leuchtete jenes Etwas, vor dem man erschrecken konnte, erschrecken mußte.

„Zum Teufel, Kapitän, jetzt werden Frau und Kind uns den Weg zu ihm zeigen.“

„Ihnen, mein Oberst?“ mußte doch der Kapitän ausrufen.

„Meine Leute werden das Geld verdienen,“ erwiderte der Oberst stolz.

Der Kapitän schwieg.

Er sah nach der Frau hin, von der die Rede war.

Sie saß in der groben Bauerntracht da, auf dem harten Strohsacke des Leiterwagens, allein mit ihrem Kinde, das kaum acht Wochen zählte;

sie war so schön, so weiß, so blaß, sie blickte mit dem blassen Gesichte so wehmüthig auf das Kind in ihrem Schooße nieder.

„Die arme Frau!“ sagte der Kapitän.

Den Obersten schienen diese Worte zu verletzen.

„Was wollen Sie?“ sagte er. „Ist ihr Mann nicht ein Verräther gegen unsern Kaiser und unsere Armee?“

„Ist es blos der, Oberst?“

Indem der ältere Soldat das fragte, wollte sein Blick die Augen des jüngeren Offiziers durchbohren, als wenn er tief auf ihrem Grunde ein verderbtes Herz suchen müsse.

„Wir sind am Lande,“ sagte der Oberst ruhig.

Der Prahm hatte das Ufer erreicht.

Die beiden Offiziere stiegen an das Land. Der Wagen des Kapitäns folgte ihnen.

„Wir müssen uns also hier trennen,“ sagte der Kapitän.

Er war sehr ernst geworden seit jenem miß-

trauischen, durchbohrenden Blicke. Er sprach die Worte kalt, unmuthig.

„Ich bedauere,“ erwiderte der Oberst eben so kalt, und wenn nicht unmuthig, doch stolz.

„So scheiden wir, mein Oberst.“

„Adieu, Kapitän.“

Sie hatten auch das Beide frostig genug gesagt.

Auf einmal übernahm den Kapitän doch etwas. Er mußte sich mit der Hand über die Augen fahren.

„Zum Teufel, Oberst, geben Sie mir doch Ihre Hand.“

Er hielt dem Obersten die nasse Hand hin.

„Es ist mir, als sähe ich Sie nicht wieder,“ fuhr er dann fort. „Und wir waren so lange Jahre zusammen und in so manchem heißen, blutigen Kampfe, und ich habe Sie immer geliebt, trotz allen Ihren Fehlern, und ich wurde nicht einmal eifersüchtig auf Sie. Sie fingen unter mir Ihre Carrière an. Dann kamen Sie weit über mich hinaus. Sie sind Graf; ich bin Bürgerlicher; der

Unterschied gilt auch bei uns. Aber Sie verdienten auch ihr Avancement, und ich war stolz auf Sie. Von mir hatten Sie gelernt zu fechten und ohne Herzklopfen dem Tode in das Gesicht zu schauen. Und so liebe ich Sie noch in dieser Stunde, und darum, mein lieber Oberst, kann ich zu Ihnen sprechen, wie kein Anderer darf. Sie haben nichts Gutes vor, Oberst Gerard. Geben Sie es auf. Sei Gott ganz mit Ihnen. Und nun leben Sie wohl."

Er sprang in seinen Wagen.

Der Oberst hatte die Hand des braven alten Soldaten genommen. Er hatte auch ihren Druck erwidert. Aber auch nur das. Nicht den ehrlichen, treuen Blick, der Handdruck und Worte begleitete. Er konnte nur finster vor sich hin sehen, finster, um ein anderes Gefühl zu verbergen.

„Leben Sie wohl," rief er nur dem Scheidenden nach.

Der Wagen des Kapitäns fuhr davon.

Der Oberst stand einen Augenblick sinnend; dann warf er entschlossen den Kopf auf.

Der Wald, den der Strom durchschnitt, begann wieder zwanzig bis dreißig Schritte weit von der Landungsstelle. Dazwischen war ein viereckiger Sandplatz. Zur Seite rechts lag das Fährhaus, mit seiner Fronte nach dem Platze hin. Es war zugleich Wirthshaus.

Der Oberst sah sich forschend auf dem Schauplatze nach den Fenstern des Wirthshauses um. Platz und Fenster waren leer. Er ging an dem Hause vorüber in den Wald.

Schon unter den ersten Bäumen trat ihm Jemand entgegen.

Es war ein Mann in mittleren Jahren, wohlgekleidet, mit einem häßlichen, grauen Gesicht.

Der Oberst und der Mann hatten sich gegenseitig erwartet.

„Sebald, was bringen Sie?“ rief ihm der Oberst entgegen.

Er sprach es eilig.

Der Fremde schien nicht gleiche Eile zu haben.

„Erlauben Sie zuvor, Herr Oberst, daß ich

Sie nach Ihrer langen Abwesenheit willkommen heiße."

„Was bringen Sie?" wiederholte der Oberst. „Ist er gefunden?"

„Noch nicht er, aber seine Frau."

„Ah, Jene ist es?"

Der Oberst zeigte nach dem anderen Ufer.

„Sie ist es," sagte der Polizei-Inspector.

Nach der Landung der beiden Offiziere war der große Prahm zurückgekehrt, um nun den Bauerwagen herüber zu holen. Der Oberst hatte nicht wieder ein Verbot eingelegt. Der Prahm hatte den Wagen mit der Bäuerin an das diesseitige Ufer gebracht. Die Bäuerin verließ mit ihrem Kinde den Wagen.

Sie war eine schöne Gestalt. Ihr feines, blendend weißes Gesicht, ihren Nacken hatte der Oberst Gerard schon bewundert. Als sie jetzt aufrecht stand, sah man den ganzen wundervollen Bau ihrer edlen, schlanken Gestalt. Man sah freilich zugleich etwas Anderes. Jene blendendweiße Farbe hatte

etwas Krankhaftes; die feinen Züge trugen den Ausdruck von Leiden und Sorgen. Und doch glaubte man wieder in dem schönen Gesichte einen frischen und klaren Muth zu lesen.

Auf diese Frau hatte der Oberst Gerard gezeigt; sie hatte der Polizei-Inspector Sebald erkannt.

Sie ging mit ihrem Kinde in das Wirthshaus.

Der Fuhrmann spannte die Pferde aus, um sie im Stalle zu füttern.

„Sie ist vorsichtig," sagte der Polizeibeamte zu dem Obersten. „Sie will wohl das Dunkel des Abends abwarten, um ihren Weg nicht zu verrathen. Auch an dieser einsamen Fährstelle könnten Verräther sein. Aber ihre Vorsicht ist eine vergebliche."

„Sie sind Ihrer Sache so sicher?" fragte der Oberst.

„Ich habe ein tüchtiges Militärcommando bei mir."

„Ah, ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen könne. Sie werden mich dankbar finden."

„Noch eine Frage,“ sagte der Oberst dann. „Haben Sie Nachrichten vom Hammerstein?“

„Der Freiherr ist auf dem Rückwege,“ antwortete der Herr Sebald.

Der Oberst war überrascht, nicht angenehm, wie es schien.

„Er ist schon eingetroffen?“ fragte er.

„Er wird heute Abend eintreffen.“

„Er wird erwartet?“

„Im Schlosse weiß man noch nichts von ihm.“

„Woher haben Sie diese Nachricht?“

„Von meinen Agenten, die ihn mir auf der Rückreise von Berlin signalisiren.“

„Sebald!“ rief der Oberst.

„Herr Oberst?“

Aber der Oberst hatte sich besonnen.

„Nein, nein, bleiben Sie bei der Verfolgung des jungen Freiherrn. Man wird Ihrer doch dabei bedürfen?“

„Ich denke; der Herr von Lehrhof führt das Commando.“

„Teufel! Das ist das Werk der schönen Eugenie?“

„Es wird wohl so sein.“

„Da sind Sie in der That unentbehrlich. Nun, machen Sie Ihre Sachen gut. Adieu!“

„Wohin gehen der Herr Oberst?“

„Zum Hammerstein. Dort treffen Sie oder Ihre Nachrichten mich.“

„Bis wann?“

„Bis — ich weiß nicht.“

Indem der Oberst das sagte, wandte er sein Gesicht ab, und der Herr Sebald sah nicht das höhnische Lächeln darin.

Der Polizei-Inspector blickte ihm aber doch gedankenvoll und mißtrauisch nach. Der alte, brave Kapitän hatte gewußt, daß der Oberst nichts Gutes vorhabe. Da kannte auch wohl der Polizeibeamte diesen. Allein, ob er ihn ganz kannte?

Der Oberst kehrte zu der Fährstelle zurück, ließ sich über den Strom setzen, stieg am andern Ufer

wieder in seinen Wagen und fuhr in denselbe Weg hinein, aus dem der Leiterwagen der Bäueri herausgekommen war.

Der Herr Sebald ging tiefer in den Wal zurück.

IV.

Schloß Hammerstein.

Das Schloß Hammerstein hatte einzelne Theile, die aus dem Mittelalter stammten, da es noch die Burg Hammerstein gewesen war. Sie waren mit Zinnen und hohen, spitzen Thürmchen versehen. Das Hauptgebäude war neuer, im Baustyle der Zeit Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich aufgeführt, groß, stattlich, kostbar. Es lag links von dem alten Hammerstein, aber beide waren mit einander verbunden.

Rechts von dem alten Gebäude, und von diesem getrennt, erhob sich ein dritter Bau, der fast wunderlich anzusehen war. Aus der Ferne konnte man ihn für die Ruine einer alten Ritterburg hal-

ten; in der Nähe aber gewahrte man etwas Anderes. Es war eine kleine Ritterburg für sich, im reinsten deutschen Style gehalten. Die zu fein geschwungener Spitze zulaufenden Bogen des Thores in der Mitte und der Fenster in der ganzen Façade waren von kunstvoll durchbrochener Arbeit, die der Fenster zugleich von zierlichen kleinen Säulen getragen; gezackte Zinnen faßten oben das Schieferdach ein. Bis zu den Zinnen hinauf rankte zwischen den Fenstern sich dunkler Epheu empor. Und so lag die kleine Burg da, umgeben von einem freundlichen Gärtchen, in welchem alter Buchsbaum und dunkler Taxus mit bunten Blumen und hellem Obst wechselten. Es lag einladend da, man fühlte, wenn man es anschaute, eine Sehnsucht, darin einzukehren, hinter den schlanken Säulen zu wohnen, dort, wo schon vor Jahrhunderten schöne und edle Ritterfrauen gewohnt, gelebt und geliebt hatten. Das schöne kleine Gebäude mußte früher als Lustschloß gedient haben; vielleicht war es der Wittwensitz des alten freiherrlichen Geschlechts gewesen, in dem

die Wittwen mit den Töchtern still lebten und zurückgezogen von dem lauten Waffengeräusch und dem wohl manchmal noch lauteren Becherklang in der eigentlichen Ritterburg; vielleicht hatte es noch eine andere Bestimmung gehabt. Aber die Sehnsucht konnte von einem leisen Schauder verdrängt werden, wenn der Blick sich weiter nach links richtete. Dort war hart an die Mauer der kleinen Burg, fast in sie hinein, ein hoher und dicker viereckiger Thurm von dunkelgrauem Stein aufgebaut. Er sah so plump aus und so unheimlich wie ein altes Gefängniß, in dem die Gefangenen eingemauert werden, aus dem Niemand lebend wieder heraus kommt. Er hatte von außen keine Thüre, und anstatt der Fenster nur enge Schießscharten.

Er hieß in der Gegend der Todtenthurm, und die kleine Burg wurde die Frauenburg genannt. Von beiden erzählte man sich manche alte Sage und Geschichte.

Die Bäuerin auf dem Leiterwagen, als sie am Nachmittage vorbei fuhr und Burg und Thurm

erblickte, war von einem inneren Grauen ergriffen und hatte dann mit Schrecken in die Augen ihres Kindes starren müssen, ob es die Mutter schon kenne. Aber sie war ja keine Bäuerin, sie war eine Freifrau von Hammer, und dem Freiherrngeschlechte von Hammer gehörten Burg und Thurm und das große Schloß daneben und der weite Park, in dem sie lagen, und sie alle bezeugten den Reichthum der Familie. Sie bezeugten in ihrer sorgfältigen Erhaltung, sowohl des Neuen wie des Alten, auch noch mehr: jenen conservativen Sinn alter adeliger Häupter, der auf das Bewußtsein und den Stolz des ruhmvollen Geschlechtes schließen läßt.

In dem Gärtchen vor der Frauenburg war eine Dienerin an den Blumenbeeten beschäftigt, wie es schien, mehr zum Zeitvertreib als in ernster Arbeit. Sie war eine alte Frau und genoß wohl das Gnadenbrod im Schlosse; dafür sah sie sich hier und da um, ob es nicht an etwas fehle.

Sie war in der Nähe des alten viereckigen

Thurmes. Sie band Blumen fester an die Stöcke, von denen sie sich halb losgelöst hatten.

Auf einmal sah sie auf, nach dem alten Thurme, als wenn sie dort irgend etwas gehört habe. Sie blickte scheu hin.

„Was ist da denn?“ sagte sie. „Auch heute Nacht —“

Sie wurde unterbrochen.

Ein Diener kam an dem Gärtchen vorbei, vom Schlosse her; er wollte in den Park hineingehen. Es war derselbe Bediente, der bald nach Mittag der schönen Dame und ihrem bildschönen Knaben von anderthalb Jahren die Erfrischungen zu der Rasenbank bei dem steinernen Brunnenbecken gebracht hatte. Er war noch ein junger Mensch, von dreißig Jahren vielleicht. Er hatte etwas Freches in seinem Gesichte. Als er die alte Frau sah, blieb er mit einem höhnischen Blicke an der niedrigen Hecke des Gärtchens stehen.

„Was für Erschreckliches sieht Sie denn da, Mutter Justinchen?“ rief er.

Die Frau wandte sich ärgerlich, fast zornig nach ihm um.

„Ich bin kein Justinchen, und Seine Mutter bin ich erst recht nicht.“

„Ho, ho! Aber aufbrausend, als wenn wir ein junges Ding von achtzehn Jahren wären.“

„Bekümmere Er sich um seine Sachen.“

Große Freunde waren die Beiden nicht; der junge Mann liebte dennoch, die alte Frau zu necken.

„Höre Sie, Mutter Justine, in Ihren jungen Jahren war Sie wohl recht hübsch? Man glaubt es Ihr noch anzusehen.“

Die Frau antwortete ihm nicht.

„Und da hatte Sie auch wohl viele Liebhaber?“ fuhr er fort.

„Ihn hätte ich nicht genommen,“ sagte die Alte.

„Wer weiß! Aber was fällt mir da ein! Sie sah da eben wohl einen von Ihren alten Liebhabern, der jetzt hier als Gespenst umgehen muß —

an dem alten Thurme, wo er früher das Liebchen warm im Arme halten konnte? An dem Thurme war es sicher. Die Gespenster behüten ja die Verliebten, daß kein Dritter nahe kommt. Dafür ängstigen sie sie dann in ihren alten Tagen. Und wenn ich zu Ihren Liebhabern gehört hätte, könnte es mir jetzt auch passiren, daß ich hier als Gespenst umhergehen müßte. Adieu, Mutter Justinchen!"

Damit setzte er seinen Weg fort.

„Ihm wird noch etwas Anderes passiren," rief ihm die Frau erbost nach.

Fast in demselben Augenblicke kam ein anderer Bedienter, ein alter Mann, aus dem Innern des Parkes.

Er hätte dem jüngeren begegnen müssen, aber er machte einen Umweg, um nicht mit ihm zusammentreffen zu dürfen. Auch die Beiden schienen keine besonderen Freunde zu sein.

Zu der alten Frau ging aber auch der alte Mann; er trat zu ihr in das Gärtchen. Er sah

bekümmert aus; er hatte wohl etwas auf dem Herzen, und er mußte seinem Herzen Luft machen. Aber vorher hatte er eine Frage an die Alte.

„Was hatte Sie mit dem Menschen, Justine?"

„Der Bursch ist ein Laffe," sagte die Frau.

„Das weiß ich. Aber eben darum, was hatte Sie mit ihm?"

„Gar nichts. Er wollte von dem alten Thurm sprechen und von den Gespenstern darin."

„Hm, Justine, und das ist Ihre schwache Seite."

„Ich glaube, Er spottet auch darüber."

„Gott soll mich behüten! Sie weiß ja —"

Die alte Frau fühlte noch mehr das Bedürfniß, ihrem Herzen Luft zu machen, als er.

„Höre Er, Eberhard," sagte sie geheimnißvoll, „mit dem alten Thurme ist es wieder nicht richtig."

„Und was wäre es mit ihm?"

„Heute Nacht mußte ich von ihm träumen, und jetzt eben — aber gehen wir etwas mehr auf die Seite."

Sie warf wieder einen scheuen Blick auf den Thurm. Sie trat weiter von ihm zurück. Der alte Diener folgte ihr.

„Und eben," fuhr sie dann fort, „war es mir auf einmal, als wenn ich ein leises Wimmern hörte; das war oben; und gleich darauf wurde unten geklopft."

Die Frau konnte vor innerem Grausen nicht weiter sprechen.

„Es waren wohl Mäuse," sagte der Diener.

Da fuhr die Alte auf.

„Mäuse? Klopfen die Mäuse einen Sarg zu? Das war es. In die Bretter wurden die Nägel hinein geschlagen. Die Leiche hatten sie von oben herunter gebracht und hinein gelegt — nein, nein, nicht die Leiche; die Frau war uoch erst am Sterben; ich hatte ja ihr Wimmern gehört, den Augenblick vorher; und sie hatten sie noch lebend in den Sarg gelegt und dann geschwinde den Deckel darüber, und den konnten sie nicht schnell genug zunageln."

„Aber Justine," sagte der alte Diener, „was denkt Sie sich da zusammen!"

„Zusammendenken, Eberhard? Ging es denn nicht mit der gnädigen Frau so? Die vorige, meine ich. Die jetzige —! Er muß sich ja noch erinnern. Sie hatte sich so lange in Acht genommen. Ich selbst hatte es ihr gesagt. Sie war eine so brave Frau, und der gnädige Herr lachte über die Geschichte — er hatte keinen Glauben — damals noch nicht — jetzt ist es anders. Da sagte ich es der jungen Frau, daß sie sterben müsse, wenn sie in den alten Thurm komme, oder wenn sie auch nur einen Fuß in die Frauenburg setze; das sei ein altes Gesetz in der Familie für jede Freifrau von Hammer auf dem Hammerstein, und es sei schon vor tausend Jahren wahr geworden. Wenn sie ein Kind geboren habe, dann komme der Tod, bevor noch das Kind die Mutter kenne. Erkenne es sie und sagten ihr das seine Augen, dann sei das eine Gnade Gottes, die ihr das Leben wieder retten könne. So habe noch die Großmutter des

gnädigen Herrn, die einmal in dem Thurme gewesen, bald darauf im Wochenbette sterben müssen. Die Mutter des gnädigen Herrn aber habe vor dem Thurme und der kleinen Burg sich gehütet, wie vor der Sünde. Das erzählte ich ihr, und ich flehte sie an, daß sie sich in Acht nehmen möge. Ich sagte ihr auch, woher das alte Recht komme, und daß es ein Fluch sei, der auf dem Hause hafte. Dort, wo der viereckige Thurm stehe, da haben die Vorfahren der Familie schon in der Heidenzeit ihr Schloß gehabt, und da sei einstmals ein frommer christlicher Priester gekommen, der die Heiden habe bekehren wollen und auch die Bewohner des Schlosses. Die Schloßfrau aber habe nichts von ihm wissen wollen und ihn durch ihre Leute mit Hunden vom Hofe gejagt, und als er dennoch wiedergekommen, habe sie ihn erschlagen lassen. Da hatte der fromme Mann noch vor seinem Verscheiden einen schrecklichen Fluch über die Frau ausgesprochen. Wie die Worte gelautet haben, weiß ich nicht. Sie erben nur in der Familie

fort, und der Vater muß sie jedesmal dem Sohne mittheilen, und Jeder muß dem Anderen einen Eid schwören, daß er sie keinem Dritten mittheilen werde. Aber der Fluch bleibt und gilt, so lange noch Einer von dem Geschlechte lebt. Das Alles erzählte ich der jungen gnädigen Frau. Es hatte dennoch nicht geholfen. Eine Zeit lang ging es gut. Dann auf einmal wurde sie beinahe krank vor Sehnsucht, sich nur ein einziges Mal, nur auf einen Augenblick in der schönen, stillen Frauenburg umzusehen. Sie konnte nicht mehr essen und trinken. Ich sah es ihr wohl an. Sie leugnete es mir ab; es sei etwas Anderes. Ich wahrte sie doch, wie meinen Augapfel. Aber eines Tages hatte sie sich heimlich fortgeschlichen aus dem Schlosse in dieses Gärtchen. Sie war an das große Portal dort gegangen; es war verschlossen. Das kleine Pförtchen an der andern Seite fand sie offen. Sie ging hinein. Es war um die Mittagszeit, im hohen Sommer; die Sonne schien hell am Himmel. So ging sie hinein. Sie war eine ganze Stunde drinnen geblieben.

Was sie dort gethan, was sie gesehen und gehört hat, davon hat sie mir nie ein Wort gesagt, auch wohl keinem andern Menschen, und auch dem gnädigen Herrn nicht, der an die ganze Sache nicht glaubte. Aber sie war ruhig und still von dem Tage an. Es war nur eine so besondere Stille, und ich mußte manchmal den Kopf schütteln, und es wurde mir angst und heiß, wenn ich sie ansah. Acht Wochen später genas sie eines Knäbleins, des Freiherrn Bruno — ach! Eberhard, wo der arme junge Herr jetzt nur sein mag? Vielleicht haben ihn die Franzosen schon erschossen. — Aber ich wollte Ihm ja von der gnädigen Frau erzählen, wenn Er es auch schon weiß. Sie war so glücklich über die Geburt des Kindes; aber das dauerte nur kurze Zeit. Da kam es auf einmal wieder über sie, und diesmal war es die Unruhe, die zurückkam. Tagelang hingen ihre Augen an dem Gesichtchen des Kindes, ob es sie noch nicht kennen, ob es ihr noch nicht zulächeln werde. Sie hatte keinen andern Gedanken; sie konnte wieder nicht

schlafen und nicht essen und nicht trinken. Und das Kind kannte sie nicht, und sie mußte sterben. Und als sie in ihrem Bette todt lag und ich das Kind zu der Leiche trug, da erkannte es seine Mutter; es lächelte ihr zu; es wurde unruhig in meinen Armen; es wollte zu ihr hin. Wie mir das in die Seele schnitt, Eberhard! Aber sie war ja todt, und die Todten wachen nicht wieder auf. Und doch, und doch! O, es war schrecklich! Ihre Leiche wurde in die Frauenburg gebracht. Der gnädige Herr befahl es, und es mußte so sein, nach dem alten Fluche, wenn nicht das Haus ganz aussterben solle; bei der Großmutter des gnädigen Herrn war es auch geschehen. Und in dem alten Prunksaale dort mußte sie auf dem Paradebette ausgestellt werden, und des Nachts durfte kein Mensch bei ihr bleiben. Und so mußte sie drei Nächte liegen, ganz allein. Und in der dritten Nacht — in dem Innern dort durfte ich nicht bei ihr sein, aber ganz und gar sollte sie in der letzten Nacht nicht verlassen sein — da wachte ich hier in

dem Gärtchen unter dem Fenster. Und wie es dahinten auf dem Schloßthurme Mitternacht schlug, da wurde es auf einmal laut in dem dunklen Gemache über mir. Ich hörte Tritte darin, dann ein schweres Schleppen. Dann war Alles still. Aber darauf wurde es in dem viereckigen Thurme lebendig. Es ging schwer und langsam die Treppe hinauf; sie mußten etwas hinauftragen. So ging es bis oben hin, bis zu dem obersten engen Gemache, dem da, das nur die eine Schießscharte hat. An der Scharte flog ein heller Schein vorüber; aber ich hatte ihn kaum gesehen, da wurde es wieder finster, wie der ganze Thurm dunkel war. Und nun wimmerte und klagte es da oben, und es war eine Frauenstimme, und es war die gnädige Frau. Sie hatten sie nach oben in den Thurm geschleppt und dort wieder lebendig gemacht — oder sie war noch gar nicht todt, sie war nur scheintodt gewesen, und da oben wieder zum Bewußtsein gekommen, und sie lag da allein in dem dunklen, engen Thurmgemach, oder die schwarzen

Gespenstergestalten waren um sie. Wir wollten vor Schreck die Sinne vergehen. Die arme Frau mußte lange so jammern. Als sie still war, hörte ich, wie es wieder hinunterging in den alten Prunksaal. Aber nun sollte mir der ganze Körper beben. In dem Saale wurde geklopft und gehämmert. Sie hatten die Leiche wieder in den Sarg gelegt, und den Sarg machten sie zu. Ich konnte es hier nicht mehr aushalten. Ich ging in das Schloß zu dem gnädigen Herrn. Er war wach. Ich erzählte ihm Alles. Er hörte mir still zu. Der Tod der Frau hatte ihn so sehr angegriffen. Er sprach kein Wort. Auch nicht, als ich zu Ende war. Er war nur immer nachdenklicher geworden. Ob er daran glaubte, was ich ihm erzählte, konnte ich nicht sagen. Aber am anderen Morgen war er früh in die Frauenburg gegangen, er ganz allein, und als er daraus zurückkam, sah er wie verstört aus. Er muß es wissen, Eberhard; Er war der Erste, der ihn gesehen hatte."

„Ich weiß es," sagte der alte Diener.

Er sagte es, ergriffen von der Erzählung der alten Frau und von seinen eigenen Erinnerungen. Man sah es ihm an, er warf der Alten nicht mehr vor, daß sie sich etwas zusammengedacht habe.

Die alte Justine aber fuhr fort:

„Was Alles der gnädige Herr gesehen hatte, das mag Gott wissen. Er hat zu keinem Menschen darüber gesprochen. Nur Eins erfuhr man: der Sarg war zugemacht gewesen, und am Abend, als der Herr ihn verließ, war er offen, und kein Mensch war nach ihm in der Burg gewesen. — Und nun, Eberhard, das nämliche Wimmern und Jammern und Klopfen und Hämmern habe ich vorhin wieder gehört, und es bedeutet etwas, und sage Er nicht wieder, die Mäuse seien es gewesen, oder ich hätte es mir zusammen gedacht.“

„Und was sollte es bedeuten können?“ fragte der alte Diener. „Es leben nur zwei Frauen von Hammer. Und die eine — Gott weiß, wo die arme Frau jetzt ist. Die andere aber — höre Sie, Justine, wenn die ein solches Ende nähme —“

Der alte Mann vollendete doch seinen Satz nicht.

Die alte Justine aber ergänzte ihn:

„Sie hätte es verdient, Eberhard.“

„Justine,“ rief der Mann, „verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammet werden.“

„Die Frau verdammt sich selbst, Eberhard.“

„Ja, ja,“ sagte der alte Mann, „und ich will Ihr sagen, daß es gerade heute wieder nicht *gut* mit ihr thun wird.“

„Und was ist es wieder?“

„Sie sah den Jean vorhin —“

Die alte Justine unterbrach ihn. Sie hatte ihrem Herzen Luft gemacht. Er sollte noch darauf warten müssen. Es ist einer der Unterschiede zwischen Männern und Frauen.

„Er heißt Johann,“ rief die Frau ärgerlich.

„Aber die gnädige Frau nennt ihn Jean, und da nennen sie ihn Alle so.“

„Aber ich nicht. Als Johann kam er hierher, mit der gnädigen Frau selbst, und erst nachher, da

die Franzosen hier mehr zu Hause waren als wir selbst — aber ich will Ihm etwas sagen, Eberhard, zwei Dinge, und Er kann sie mir glauben; ich bin eine alte Frau, älter als Er, und ich habe viel in der Welt erlebt, mehr als Er, wenn Er auch mit dem gnädigen Herrn aufgewachsen und weit in der Welt umher gewesen ist. Und zuerst will ich Ihm sagen, daß es nicht gut thut, wenn eine junge gnädige Frau sich ihre Kammerjungfer oder gar einen Kammerdiener in das Haus des Mannes mitbringt. Wenn ich der Mann, der gnädige Herr wäre, ich würde es nimmermehr zugeben."

Der alte Eberhard unterbrach die Frau.

„Wenn ein alter Mann eine junge Frau nimmt, Justine, so muß er Manches zugeben, was nicht sein sollte."

„Ja, ja," rief die Frau, „auch Franzosen und — Gott stehe mir bei! da hätte ich bald von Kindern gesprochen."

„Sie hätte auch davon sprechen können, Justine."

„Aber mit den Franzosen wird es nicht ewig

dauern, und das ist das Zweite, was ich Ihm sagen wollte, Eberhard. Uebermuth thut selten gut, und was mit Schlechtigkeit anfängt, das nimmt ein schlechtes Ende, und dann, ein jedes Volk soll frei leben, und keines das andere unterjochen und unterdrücken. Das ist schon aus der Bibel zu lesen, und der liebe Gott schlug die Aegypter, die das Judenvolk unterdrückten, mit den sieben Plagen, und Nebukadnezar mußte Heu fressen wie ein Ochs. Und so wird es auch mit den Franzosen werden, und wir werden es noch erleben. Ja, ja, es ist eine innere Stimme in mir, die das zu mir spricht. Und nun sage Er mir, was hier wieder nicht gut thun soll. Ich denke, wir haben schon Schlimmes genug hier."

„Der Jean," sagte der alte Diener — und er blieb bei dem Namen und die Frau machte ihm keinen Einwand weiter — „der Jean trug vorhin das Dessert in den Park, zu dem steinernen Brunnen."

„Und was soll das?" fragte die Frau.

Die gnädige Frau war schon da, mit dem Junker Benno, und Beide waren aufgeputzt, und die gnädige Frau erwartete Jemanden."

Die alte Justine horchte doch auf.

„Wen?" fragte sie, aber als wenn sie es ahne.

„Wen, Justine? Ich war heute Morgen zufällig in dem Zimmer der gnädigen Frau, als die Briefmappe kam. Der Jean brachte sie ihr herein; ich darf sie nicht einmal annehmen, seitdem der gnädige Herr verreist ist, und sie verwahrt den Schlüssel wie ein Heiligthum. Als sie die Mappe sah, riß sie sie beinahe dem Jean aus den Händen, so ungeduldig war sie; und ihre eigenen Hände zitterten, indem sie aufschloß. Dann riß sie einen Brief auf, und sie ging damit an das Fenster, damit ich ihr Gesicht beim Lesen nicht sehen sollte. Aber ich hörte, wie sie das Papier immer wieder hin und her drehte, und seitdem hatte sie keine Ruhe mehr, und jetzt ist sie mit dem Kinde hinten im Park, und, Sie weiß jetzt, Justine, auf wen sie wartet."

„Auf den Franzosen?“ fragte die Frau.

„Ja, auf den Obersten.“

„Und der gnädige Herr ist nicht hier!“

„Und das alte schlechte Leben wird wieder anfangen.“

„Und wenn der gnädige Herr wiederkommt? Lange kann er wohl nicht mehr ausbleiben.“

„Er kann jeden Tag zurückkehren, vielleicht heute noch.“

„Was wird dann werden, Eberhard?“

„Was war früher, Justine, wenn der gnädige Herr hier war? War nicht auch dann der Oberst Wochen lang im Schlosse? Und hat das nicht ganze Jahre gedauert?“

„Ja,“ sagte die alte Frau, „und ich begreife den gnädigen Herrn nicht. Er ist in allen andern Dingen so strenge. Den eigenen Sohn hat er verflucht und enterbt, seitdem der die bürgerliche Frau nahm, und er kümmert sich nicht um ihn, und er rührt nicht Hand und Fuß für ihn, mögen ihn auch

die Franzosen todtschießen. Und diese Frau darf das Lasterleben führen."

„Er sieht es nicht, Justine."

„Er sieht nicht, was alle Welt sieht?"

„Die Frau hat die Gewalt über ihn."

„Das wäre gar nicht zu begreifen."

„Ein alter Mann und eine junge Frau, Justine," zuckte der Diener die Achseln. „Aber etwas Anderes ist unbegreiflich: wie die Frau so schlecht und undankbar sein kann. Sie kam als das nackte Fräulein hierher. Ihr Vater war der arme pensionirte Hauptmann, bei dem sie hatte hungern müssen. Sie brachte nichts mit als ihre hübsche Larve und die paar Fähnchen, die sie auf dem Leibe trug, und ihren guten Adel. Aber doch noch mehr, auch das falsche, schlechte Herz und den Johann, oder Jean, wie er jetzt heißt, den sie schon wohl früher zu ihren Streichen gebraucht hatte, und der bei ihrem Vater ganz an dem Hungertuche hätte nagen müssen. So kam sie hier in das volle, große, glänzende Leben, und sie war die Herrin

darin; sie war auf dem Hammerstein wie eine Königin; sie konnte thun und lassen und befehlen und verbieten, was sie wollte. Es war das Geld dazu da, und der Herr ließ ihr in Allem ihren Willen. So hat noch kein Mann seine Frau geliebt. Und wie hat sie es ihm gedankt? Kaum ein Jahr lang ging es gut. Da kam eine neue Garnison in die Stadt, die rothen Kürassiere. Es war das schöne Regiment. Sie kamen direct aus Spanien; sie hatten dort zu den tapfersten Soldaten des Kaisers gehört. Zu den Tapfersten des Regiments gehörte der Escadronchef, Graf Gerard. Er war auch der schönste Mann des Regiments, und so jung dabei! Die gnädige Frau hatte ihn zuerst auf einem Balle gesehen, den der Adel den Offizieren in der Stadt geben mußte. Schon am anderen Tage war der Offizier hier im Schlosse. Seitdem kam er jede Woche, dann jeden Tag; dann bezog seine Escadron auf einmal Cantonnements in den Dörfern um den Hammerstein, und der Chef der Escadron bekam sein Quartier in dem Schlosse selbst. Das war vor dritthalb

Jahren im Frühjahr, und es dauerte bis zum russischen Kriege Nach Rußland mußte der Graf mit. Er kehrte verwundet zurück. Er konnte daher den neuen Krieg nicht gleich mitmachen. Er kam wieder zum Hammerstein, seine Wunden zu pflegen. Er war unterdessen Oberst geworden. Er wurde von dem gnädigen Herrn aufgenommen, wie ein Sohn, und von der gnädigen Frau wie —. O, Justine, wer von den Beiden ist wohl der Schlechtere? Vor acht oder zehn Wochen, im Juli, mußte er wieder zur Armee."

„Aber sollte Er sich nicht irren?" sagte die Frau. „Der Oberst käme offen hierher, direct zum Schlosse, wie er immer that. Warum wollten sie sich jetzt heimlich da hinten im Walde sehen?"

„Gott mag es wissen, Justine. Und Gott möge Eins geben."

„Und das wäre?"

„Daß er hierher kommen müßte, um für immer Abschied zu nehmen; daß er auf der Flucht wäre; daß die Preußen schon jetzt seinen Kaiser auf das

Haupt geschlagen hätten, endlich einmal ganz, und daß sie ihn mit allen seinen Franzosen über den Rhein zurückjagten, und noch weiter."

„Ja, ja, Eberhard! Und so wird es werden, und auch bald. Aber heute noch nicht. Sie müssen ja gerade heute in der Stadt den großen Sieg feiern."

„O, Justine, der Sieg ist schon drei Tage alt, wenn er wahr ist, und im Kriege heißt es: heute mir, morgen dir! — Aber horch, Justine!"

Es herrschte um die Beiden die Stille des späten Herbstnachmittags in der Einsamkeit des Schlosses, des Parkes, des Waldes weit umher. Durch die Stille vernahmen sie in der Ferne ein Geräusch."

„Ein Wagen, Justine?"

„Sollte der gnädige Herr zurück kommen?"

„Der Oberst! Der gnädige Herr würde zum Schlosse fahren. Der Wagen fährt vorbei; er ist in der Landstraße, in der Richtung zu dem steinernen Brunnen — dahin brachte der Jean das Dessert; die gnädige Frau mit dem Kinde ist noch da. Ich

hatte Recht, Justine! Aber ich muß mich überzeugen."

Er hatte Recht gehabt, der alte Diener.

Die Extrapost des Obersten Grafen Gerard fuhr in der Landstraße, die durch den Schloßpark führte.

Der Oberst war hier bekannt. Hundert Schritte vor dem steinernen Brunnen ließ er den Wagen halten. Er stieg aus.

„Du fährst zurück zu dem nächsten Kreuze," befahl er dem Postillon. „Um zehn Uhr heute Abend hältst Du Dich bereit. Ich werde dann bei Dir sein. Du sprichst mit keinem Menschen; Du stehst Niemand Rede und Antwort."

Der Postillon kehrte zurück.

Der Oberst ging weiter, bis zu einer Krümmung des Weges, zu dem steinernen Brunnen.

Aus dem Bosket kam ihm eine junge Frau entgegen, jene stolze, majestätische Schönheit, die wir hier schon einmal sahen. Sie führte den bildschönen Knaben, der noch keine zwei Jahre zählte, an der Hand.

Der Oberst, als er sie sah, flog ihr entgegen.

Die deutsche Edelfrau und der französische Offizier umarmten sich stürmisch.

„Theresette!“

„Edmund!“

Dann suchten die Augen des Obersten den Knaben. Sie hefteten sich forschend auf ihn. Suchte er seine eigenen Züge in dem bildschönen Gesichte wieder, seine eigenen glänzend schwarzen Locken in dem schwarzen krausen Haar des Knaben? Wenn er sie sie suchte, er fand sie.

„Er ist groß geworden, Theresette!“

„Und schön,“ sagte stolz die Mutter.

Sie vermochte es, auch das mit Stolz zu sagen.

Ein verdorbenes Weib ist ganz verdorben.

Er hob den Knaben auf und küßte ihn zärtlich.

Das Kind kannte ihn nicht. Es schrie, es sträubte sich gegen die Umarmung des fremden Mannes.

Der Oberst lachte und küßte es desto herzhafter.

„Ah, Theresette, lebt nicht eine alte Sage, daß es auf dem Hammerstein den Aeltern gefährlich wird, wenn die Kinder sie nicht kennen?“

Die Dame wurde doch roth. Aber war es die Röthe der Scham?

„Schweigen wir davon, Edmund. Es ist grausig.“

„Du glaubst also daran? Aber es soll ja nur die Mütter treffen, und Dich kennt er. Und auch mit mir wird er bekannter werden.“

Der Oberst sprach die letzten Worte mit irgend einer Beziehung.

Die Freifrau sah ihn fragend an.

Er antwortete auf ihren Blick.

„Du hast Recht, mich zu fragen, Theresette. Ich bin nur auf wenige Stunden hier; das schrieb ich Dir schon. Ich schrieb Dir auch, daß ich Dich nur heimlich sehen könne. Aber ich konnte Dir nicht sagen, warum das. Ich habe etwas sehr Wichtiges mit Dir zu besprechen, meine Theresette.“

Er war ernst, beinahe etwas feierlich geworden.

Es ließ dem kecken, frivolen Manne sonderbar. Es schien sogar eine gewisse Beklemmung sich dahinter zu verbergen.

Der Dame entging es nicht. Sie mußte ihn wohl noch nie so gesehen haben. Ihr Gesicht zeigte Besorgniß.

„Was hättest Du mir zu sagen, Edmund?“ fragte sie.

„Theresette, Du kennst meine Liebe zu Dir.“

„Ich kenne sie. Du weißt aber auch, daß Du mich nicht mehr lieben kannst als ich Dich.“

„Und nichts macht mich glücklicher als dieses Bewußtsein, meine Theresette. Darauf allein baue ich auch einen Vorschlag, den ich Dir zu machen, die Bitte, die ich an Dich zu richten habe.“

„Du willst mich verlassen!“ rief erblassend die Dame.

„Höre mir zu, Theresette. Vorab muß ich Dir eine Nachricht mittheilen. Mit der französischen Herrschaft in Deutschland ist es zu Ende.“

Die deutsche Freifrau erblaßte noch mehr.

Der französische Oberst fuhr fort:

„Es steht schlecht mit dem Kaiser, mit seiner Armee, mit seiner Sache. Wir erleiden Niederlage auf Niederlage. Der Kaiser ist gezwungen, sein Glück auf eine einzige Karte zu setzen, eine Hauptschlacht zu wagen. Darauf muß durch alle Mittel vorbereitet werden, bei der Armee, bei dem Volke, in jener den Muth, in diesem die Furcht zu erhalten. So wird heute ein Sieg gefeiert, der nicht existirt. General Bertrand hat in einem Winkel oben an der Elbe ein kleines Gefecht, ein Scharmützel glücklich bestanden; das ist das Ganze. Die Anstrengungen des Kaisers werden vergebens sein. Ein neues Unglück hat ihn schon in diesem Augenblicke ereilt. Tschernitscheff ist mit dreißigtausend Russen auf dem Wege nach Kassel, hinter dem Rücken des Kaisers. Es war ihm nicht zu wehren. Uebermorgen, vielleicht schon morgen wird kein Königreich Westfalen mehr existiren; in wenigen Wochen wird kein Franzose mehr auf deutschem Boden sein. Das ist unsere Lage. Und warum

ich sie Dir offen sage, Theresette? Nich weil ich Dich verlassen will. Ich kann Dich nicht verlassen; ich kann nicht ohne Dich leben. Du schwurst mir eben, daß Du mich liebst, wie ich Dich. So kannst Du auch nicht ohne mich leben. Wir Beide können uns von diesem Kinde nicht trennen. Theresette, ich bin auf dem Wege nach Paris, mit einem Auftrage des Kaisers. Begleite mich mit dem Knaben."

Die Frau sprang auf. Sie hatten auf der Rasenbank zusammen gesessen; er hatte seinen Arm um sie gelegt. Sie riß sich von ihm los. Sie war leichenblaß geworden; ihre Brust wogte.

„Ich soll meinen Mann verlassen?" rief sie. „Mein Vaterland, meine —?"

Meine Ehre! hatte sie wohl sagen wollen.

Hatte sie noch Ehre?

Vor der Welt noch. So meinte sie wenigstens und sie konnte es. Ein deutscher Philosoph sagt: wenn der Wahnsinn epidemisch wird, so heißt er Vernunft; und wie verdorben und verrottet war

damals das deutsche Leben durch jene Corruption, die mit jeder Despotie Hand in Hand geht!

Der Oberst hatte die Frau das Wort nicht aussprechen lassen.

„Antworte mir nicht in dieser Ueberraschung, Theresette. Du bist aufgeregt. Werde ruhig! Ueberlegen wir.“

Er zog sie wieder zu sich auf die Bank. Dann sprach er weiter:

„Was wird hier werden, wenn wir fort sind? Der furchtbarste Franzosenhaß wird uns folgen, wird alle Die verfolgen, die jemals zu uns hielten. Was wird dann Dein Schicksal, das dieses Kindes werden? Täusche Dich nicht über Deine Lage. Glaube nicht, weil Du Deinen Mann habest täuschen können, so wisse auch die Welt nichts. Hier hat Jedermann Argusaugen gehabt, und was Jeder sah, wird, wenn Du keinen Beschützer mehr hast, in acht Tagen Dein Gatte wissen. Und dann? Was wird dann geschehen?“

Er erwartete eine Antwort von ihr. Sie hatte keine. Er fuhr fort:

„Ich will es Dir sagen, Theresette. Wollte er auch Dir noch einmal glauben, der allgemeinen Schande, die Dich und ihn treffen würde, könntest Du nicht wehren, und sie würde ihm die Augen öffnen. Sie muß es. Und Dein und Deines Kindes Loos dann? Ich will die günstigste Chance für Dich nehmen. Wir sprachen vorhin von der alten Familiensage, die sich an jene kleine Ritterburg mit ihrem unförmlichen Thurm knüpft. Sie wird Dein Gefängniß werden, das Du nie wieder verlassen wirst, und —. Dein Kind wird man von Dir nehmen, und nach Jahren, wenn Dein Bild aus seiner Erinnerung verschwunden ist, wird man es einmal zu Dir führen, und es wird Dich nicht erkennen, und — Du bist dann der Sage verfallen, jenem Thurme und seinen geheimnißvollen Gräueln und Mißhandlungen, bis er Dein entsetzliches Grab wird. Und unterdeß —“

„Höre auf, Edmund,“ bat die erschütterte, entsetzte Frau.

Er hörte nicht auf.

„Und dieses Kind unterdeß? Meinst Du, man werde den Bastard diese reichen Güter erben, ihn nur den Namen eines Freiherrn von Hammer führen lassen? Auf dem Wege des Rechts wird man ihm seine Rechte nicht nehmen können oder wollen; die eigene Ehre gibt das nicht zu. Darum wird man ja auch Dir keinen Proceß machen. Aber man hat so viele andere Wege, auf denen man zu demselben Ziele gelangt, der kürzer und einfacher, und ohne daß die Welt sie und das Ziel nur einmal ahnt. Dem Kinde ist ein Unglück zugestoßen; es ist in den Strom oder in einen Abgrund gefallen; oder es ist von einem Gewehre getödtet, mit dem es unvorsichtig spielte. Oder aber, wenn man den rohen Mord scheut, so sperrt man es ein, als krank, um es an Geist und Körper unheilbar krank zu machen. — Du fährst auf, Theresette? Der Gedanke empört, entsetzt Dich? Ah,

was mitten in Paris mit einem Königssohne geschehen konnte, das wird man in diesem einsamen deutschen Walde auch mit dem Bastard einer Edelfrau ausführen können."

Die Dame hatte ihr Kind an sich gerissen. Sie herzte, sie küßte es unter ihren bittersten Thränen.

„Mein armer kleiner Benno!"

„Ja," fuhr der Franzose ruhig fort, arm und klein wird der schöne Knabe bleiben, und in dem gräßlichsten Elende wird er umkommen müssen, und Du allein, Theresette, hast es in Deiner Gewalt, ihn zu retten, daß er unter Deinen Augen groß werde und immer schöner sich entwickele, daß er der reiche und angesehene Freiherr von Hammer werde, mit dem Du einst als Herrin auf den Hammerstein in alle die reichen Besitzungen wieder einziehst. Entscheide Dich, meine theuere Theresette. Fasse Deinen Entschluß! Fasse Muth!"

Aber die Frau hatte keinen Muth, keine Entscheidung, keinen Entschluß.

„Bis morgen!“ bat sie. „Gönne mir Zeit. Es ist ein so schwerer Schritt.“

„Bis morgen?“ rief der Oberst. „Morgen ist es zu spät. Zum Abend kehrt Dein Gatte zurück.“

„Heute?“

„Am heutigen Abend! Ich weiß es.“

Sie wollte ihn dennoch zweifelhaft ansehen.

„Bei meinem Ehrenwort!“ versicherte er.

Sie durfte nicht mehr zweifeln. Sie saß in tiefem Sinnen.

Er unterbrach sie nicht darin.

Sie sprang auf.

„Ich kann nicht,“ rief sie.

Er blieb ruhig, er wurde finster.

„Ist dies das Resultat Deiner Erwägungen?“

„Ja, und ich habe Alles erwogen.“

„Darf ich erfahren, was?“

Die Frau war in leidenschaftlicher Aufregung.

„O, Edmund, diese Kälte!“ rief sie.

„Soll mein Herz glühen, wenn es keine Liebe in dem Deinigen sieht?“

„Edmund, Edmund, wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe!“

„Komme zu der Sache!“

Sie sammelte sich.

„Höre mir zu,“ sagte sie dann. „Ja, Du hast Recht; ein schweres Loos, schwere Unbilden, Mißhandlungen werden mich treffen, wenn ich hier bleibe. Aber man wird, Du hast auch darin Recht, niemals meine Ehre als Frau angreifen, weil die Ehre der Familie es nicht gestattet. Ich bin immer die Freifrau von Hammer, und als solche geachtet, wenn auch die Gefangene in jenem finsteren, dämonischen Thurme. Fliehe ich dagegen mit Dir, so bin ich eine Ehrlose, eine dem Gatten und der Heimath entlaufene, mit einem fremden Offizier durchgegangene Ehebrecherin. Und das werde ich bleiben; so wird mein Andenken fortleben; so wird man mit Abscheu von mir sprechen, so lange noch ein Stein jener Mauern des Hammersteins besteht, während man mit Ehrfurcht aller der anderen Frauen dieses alten, edlen Geschlechts ge-

denkt. — Laß mich die Ehre nicht aufgeben, Edmund. Rette nicht Deine Ehre an eine Ehrlose!"

Der Oberst verharrte in seiner finsteren Ruhe.

„Und Dein Kind?" fragte er nur.

„Ich habe auch an den armen Knaben gedacht," erwiderte sie. „Es gibt ja Herzen hier, auch für ihn. Mein eigener Gatte — er hatte nie ein böses Herz —"

Der Oberst unterbrach sie:

„Ah, die Liebe zu ihm erwacht in Dir, da Du ihn verlassen sollst!"

„Edmund —! Aber laß mich fortfahren. Außer dem Knaben ist kein naher Erbe zu den Gütern. Nach den Gesetzen vererben sie nur an den Mannesstamm der Familie. Wird Benno nicht Erbe, so — von Bruno will ich nicht reden — so fallen sie an einen entfernten Seitenverwandten, den mein Mann seit seiner Jugend haßt, dem er sie nie und nimmer überlassen würde — er möchte es denn mit zwingender Nothwendigkeit müssen. Und

wäre nicht diese Nothwendigkeit da, wenn ich mit dem Knaben ihn verließe, um Dir nach Frankreich zu folgen? Da müßte er auf Scheidung von mir dringen, das Kind für ein uneheliches erklären lassen; es müßte die Schande seiner Mutter theilen. Ich kann nicht, Edmund."

Die Frau sprach so bittend.

Der Oberst war finster geworden.

„Du kannst nicht?" sagte er.

„Ist es mir möglich, Edmund?"

„Ich werde Dich zwingen."

In der Frau regte sich etwas. War es die Ehre der deutschen Frau, gegenüber dem Fremden, dem Franzosen, der sie völlig ehrlos machen wollte? War sie doch noch nicht ganz verdorben? Ihre Augen flammten.

Der Oberst besann sich.

„Theresette," sprach er mit milderer Stimme, „ich ehre Deine Bedenken, sie kommen aus einem edlen und stolzen Herzen. Sie bedürfen dennoch

der Berichtigung. Was zunächst Dich und Deine Ehre betrifft, so ist Dein Gatte ein alter Mann, in den Sechzigen schon. Nach seinem Tode wirst Du Gräfin Gerard. Was sodann unser Kind betrifft, so ist — ich kenne die Gesetze — der Beweis, daß es ein uneheliches sei, den Umständen nach unmöglich. So muß er Herr der Güter bleiben. — Du willst mir etwas einwerfen: Bruno! Du erinnertest schon an ihn. Du meinst, er könne zurückkehren; sein Vater könne seine Ehe anerkennen; aus dieser Ehe könnten, wenngleich seine Frau bis jetzt ihm nur ein Mädchen geboren habe, Knaben entspringen; so sei unser Kind von selbst ausgeschlossen. Aber, Theresette, Dein Stiefsohn ist entdeckt; er wird morgen früh erschossen. Ich versichere Dir auch das bei meinem Ehrenworte."

Die Dame wurde doch blaß. Dann regte sich auf einmal etwas Anderes in ihr.

Die Augen des Obersten leuchteten sonderbar, als er mit vollster Ruhe von dem Erschießen des jungen Freiherrn sprach.

Sie sah es; durch ihr Gesicht flog das Zucken einer Ahnung.

Der Oberst aber sprach weiter:

„Unser Knabe ist somit der einzige und natürliche Herr dieser Güter. Niemand kann ihm sein Recht streitig machen. Und, Theresette, schon nach wenigen Jahren werden wir mit ihm hierher zurückkehren, Du als glückliche Mutter, als glückliche Gattin, als angebetete Herrin. Dein Herz hängt doch an der Heimath, und meine Heimath — wie schön auch das herrliche Frankreich ist — ich fürchte, seiner harren Stürme, die auf lange Zeit namentlich einem treuen Anhänger des Kaisers den Aufenthalt dort unmöglich machen werden.“

Die Ahnung der Frau schien plötzlich zur Gewißheit sich befestigt zu haben. Ein argwöhnischer Blick ihrer Augen glitt auf den Obersten:

Für Dich, für Deine Existenz soll mein Knabe hier Herr werden? sagte der Blick. Erzähltest Du mir nicht einmal, daß Deine Familie arm sei, in der Revolution ihre Güter, ihr ganzes Vermögen

verloren habe? Darum soll ich in der heutigen Nacht mich für immer zu einer Ehrlosen machen, Bruno morgen erschossen werden, nachdem ich seinen Vater gegen ihn aufhetzen mußte, daß er seine Nachkommenschaft nicht anerkenne?

Der Oberst gewahrte den Blick nicht. Er war am Ende seines gütlichen Zusprechens.

„Du antwortest mir nicht, Theresette!“ sagte er.

Er sprach es wieder mit finsterer Miene, im Tone des Vorwurfes. Ich werde Dich zwingen, hatte er vorhin gesagt. Er hatte dann doch noch einmal in Güte gesprochen. Es war fruchtlos gewesen. Sie unterwarf sich ihm nicht sofort. Er blickte sie an; er sah in ihrem Auge den reifenden Entschluß, ihm nicht zu gehorchen. Sie wagte es! die Frau, die in seiner Gewalt war?

Sie antwortete ihm.

„Ich kann nicht, Edmund. Ich bin Gattin. Ich kann das heiligste Band des Lebens nicht zerreißen.“

Mit diesen Worten war sie verloren.

Zerrissest Du es nicht schon?“ rief er.

Er lachte höhnisch bei den Worten. Das Lachen zeigte den voll erwachten Zorn in ihm.

Die Frau mußte ihn kennen, kannte ihn. Sie erschrak. Sie wollte sich noch einmal aufrichten, ihm etwas erwidern.

Er ließ sie nicht zu Wort kommen. Ruhig, mit der Ruhe der Ueberlegung, sagte er ihr nur einige Worte:

„Madame, Sie scheinen vergessen zu haben, daß Ihr Mann heute Abend hierher kommt. Sind Sie bei seiner Ankunft noch hier, so wird mein erster Schritt zu ihm sein, ihm zu erklären: Mein Herr, Ihre Gattin ist eine Ehebrecherin. Ihr kleiner Benno ist mein Sohn. — Sie haben jetzt die Wahl, Madame. Du hast die Wahl, Theresette.“

Hatte sie eine Wahl? Sie war in seiner Gewalt; sie kannte seinen gewaltthätigen Charakter! Sie war vernichtet.

Sie verhüllte ihr Gesicht.

„Nun, Madame?“

Sie riß ihr Kind an sich. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie bedeckte den Knaben damit. Sprechen konnte sie nicht.

„Nun?“ fragte er noch einmal, ungeduldig, befehlend.

Sie war in seiner Gewalt. Sie konnte ihm nicht mehr widerstehen. Sie war seine Sklavin; sie war die Sklavin des gewaltthätigen, des eigensüchtigen, roh eigensüchtigen und eigennützigen Menschen. Sie war es durch ihre eigene Schuld, durch ihr Verbrechen. Und so war sie unauflöslich an ihn gekettet. Es kam ihr plötzlich zum Bewußtsein. Wie unglücklich, wie elend mußte sie sich fühlen; wie verworfen mußte sie sich selbst erscheinen!

„Ich bin in Deiner Gewalt!“ sagte sie.

„Ja!“ erwiderte er in seiner entsetzlichen Ruhe.

Dann sprach er weiter:

„Um zehn Uhr heute Abend werde ich mit meinem Wagen hier sein, an dieser nämlichen Stelle. Du wirst mit dem Knaben mich erwarten. Adieu!“

Er wandte sich doch noch einmal zu ihr.

„Gib mir Deine Hand, Theresette. Ich muß mich rauh zeigen, um Deine Liebe einem Vorurtheil gegenüber zu stärken und siegreich zu machen. Du liebst mich ja, und Du weißt, daß ich Dich liebe. Adieu, Theresette, bis um zehn.“

Ihre Hand konnte sie ihm nicht entziehen. Ob sie an seine Liebe glaubte? Ob sie jetzt Liebe für ihn fühlte? Sie war in seiner Gewalt.

„Bis um zehn!“ sagte sie.

Sie schieden.

Er eilte in der Landstraße zurück.

Sie trat mit ihrem Knaben langsam den Rückweg zum Schlosse an.

V.

Im Fährhause.

Der Polizei-Inspector Sebald war, nachdem der französische Oberst Graf Gerard ihn verlassen hatte, tiefer in den Wald hinter der Thalheimer Fähre zurückgekehrt.

Er machte an einer Stelle Halt, wo er, von dem Gebüsch verborgen, den ganzen Fährplatz übersehen konnte. Er richtete sich dort bequem ein; er war darauf gefaßt, daß er auf den Aufbruch der Bäuerin, der er folgen wollte, längere Zeit werde warten müssen; wahrscheinlich bis zur Dunkelheit des Abends, sagte er sich.

Die Thalheimer Fähre hatte für gewöhnlich keinen großen Verkehr. Die Landstraße, die dort von dem kleinen Fluß, der Thale, durchschnitten

wurde, war in früheren Zeiten eine lebhafte gewesen; sie hatte aber ihre Bedeutung verloren, nachdem die Franzosen in Deutschland trotz alledem gezeigt hatten, daß eine Regierung nicht blos für den Landesherrn, sondern auch für die Wohlfahrt des Volkes da sei. Seitdem waren auch in jener Gegend Chausseen und Brücken entstanden, durch welche die alten beschwerlichen Wege und Umwege brach gelegt wurden. So vermittelte die Thalheimer Fähre nur noch den Verkehr der nächsten Umgegend, und dieser war nur ausnahmsweise ein belebter, wenn in der Nachbarschaft Jahr- oder Kornmarkt oder Kirchmeß stattfand, oder sonst etwas Besonderes sich zutrug.

Darum hatte auch wohl der französische Hauptmann Vernet hierher seinen Weg genommen, indem er hoffen durfte, auf der einsamen, menschenleeren Straße um desto sicherer und unbeachteter mit seiner wichtigen Mission an den lustigen und doch so traurigen König Jerome dessen Residenz Kassel erreichen zu können.

Der Herr Sebald war auf langes Warten gefaßt; er mußte ungewöhnlich lange warten, so lange, daß es ihm ein paar Mal angst und bange werden wollte, der Vogel, den er sicher in dem Käfig des Fährhauses zu haben wähnte, könne unbemerkt durch eine Hinterthür ausgeflogen sein. Eine Hinterthür hatte das Fährhaus, das wußte der Herr Sebald. Aber es blieb so still auf dem Fährplatz. Er sah keine Anstalten zu einer Abfahrt der Bäuerin. Der Leiterwagen, auf dem sie angekommen war, hielt unbeweglich vor der Thür. Die Pferde, die der Fuhrmann in den Stall geführt hatte, wollten immer nicht daraus zurückkommen. Der Fuhrmann erschien zwar wohl einige Male vor der Thür, um nach seinem Wagen und dem Wetter zu sehen. Aber er kehrte bald wieder in das Haus zurück, und wenn er auch länger geblieben wäre, der Herr Sebald hätte ihn nicht fragen dürfen, ob er denn nicht endlich wieder aufbrechen wolle; der Polizeibeamte durfte sich vor keinem Menschen sehen lassen. Aber Mann

und Wagen waren ihm eine Bürgschaft, daß die Bäuerin noch da und ihm nicht heimlich durchgegangen sei. Ungeduldig blieb er dennoch, und die Ungeduld vertrieb es ihm auch nicht, wenn einige Male eine kleine Unterbrechung der um ihn her herrschenden Stille und Eintönigkeit eintrat.

Es sollten sich heute in der That mehr Menschen als gewöhnlich an der Fähre zusammenfinden. Freilich trug sich auch mancherlei Besonderes zu. Zuerst kamen mehrere Bauerwagen an. Sie kehrten vom Kornmarkte in der benachbarten Stadt zurück; sie waren leer; die Bauern mußten ihr Korn verkauft, gute Geschäfte gemacht haben; darum ließen sie sich auch nicht sofort übersetzen; sie kehrten in das Fährhaus ein. Der Herr Sebald achtete nicht auf sie; sie waren ihm gleichgültig.

Dann aber kam Jemand, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, gar auf beunruhigende Weise.

Ein langer, finsterer Mann erschien auf dem Fährplatze, sah sich vorsichtig nach allen Seiten

um, und verschwand dann schnell in dem Innern des Fährhauses.

Der Bartholomäus des Herrn von Steinbeck! sagte sich der Herr Sebald. Was will Der hier? Und was schlich und spionirte er? Die Welt sagt zwar, sein Herr werde sich mit der schönen Generalstochter verloben, und ich glaube, Dame Eugenie bildet sich selbst ein, durch ihn zur Millionärin zu werden. Aber ich habe dem verdammten Schneider niemals so recht getraut. Und nun ist gerade heute der Schuft, sein getreuer Bartel, hier! Das ist kein Zufall! Der Schneider soll zwar den Baron und die Baronin auf den Tod hassen. Er war verliebt in sie bis über die Ohren; er hatte ihr so lange den Hof gemacht; sie war freundlich gegen ihn gewesen; er hatte zuletzt geglaubt, er dürfe es wagen, ihr seinen Antrag zu machen. Er wagte es; er bekam seinen Korb. Sie war längst im Geheimen mit dem jungen Baron verlobt, und er sah ein, oder bildete sich wenigstens ein, daß das Dämchen ihn und sein Herz zum

Besten gehalten habe. Das vergißt ein alter Knabe nicht, zumal wenn er ein Millionär ist. Indeß — ah, da ist ja mein Schlom! Der kommt, wie gerufen.

Wieder war Jemand auf dem Fährplatze erschienen. Es war ein alter häßlicher Bündeljude, der sich gleichfalls vorsichtig nach allen Seiten umsah und dann zweifelhaft stand, wohin er sich wenden solle.

Der Polizei-Inspector eilte zu ihm vor, bis an den Rand des Waldes.

„Schlom!" rief er leise.

Der Jude nickte, daß er ihn gehört habe, und schlich von dem offenen Platze zurück.

Der Herr Sebald ging wieder tiefer in den Wald.

Der Jude trat zu ihm.

„Gottes Wunder, Sie hier, Herr Inspector?"

„Schlom, was ist passirt?"

„Gottes Wunder, ich bin hinter dem Bartel her." —

„Und warum?“

„Weil er ist her hinter der Baronin.“

„Sprich deutlicher.“

„Sah ich doch den Burschen herumschleichen an der Wohnung des Generals, und kam da zu ihm sein Herr, der Herr Schneidermeister Steinbock, der sich läßt nennen Herr Baron von Steinbeck; kam in die Thür, winkte zu sich den Bartel, sprach leise mit ihm drei Worte und verschwand wieder im Hause. Der Bartel aber machte sich flugs auf die Beine, war sehr eilig, ging aus der Stadt und schlug ein die Landstraße hierher nach der Fähre, und ich immer hinter ihm drein; denn richtig war die Sache nicht; und bis zu dem Fährplatz habe ich ihn nicht aus den Augen verloren; dort muß er in das Haus gegangen sein.“

„Sah er Dich?“ fragte der Herr Sebald den Juden.

„Ich glaube nicht. Ich habe mich gehalten immer verborgen. Aber er ist ein durchtriebener Spitzbube.“

Der Polizeibeamte sann einen Augenblick nach.

„Höre mir zu, Schlom," sagte er dann. „Der Bartel ist in das Fährhaus gegangen. Dort ist auch schon seit einigen Stunden die Baronin mit ihrem Kinde, gekleidet als Bäuerin, wenn sie noch da ist. Denn ich warte hier schon so lange auf ihre Rückkehr aus dem Hause, daß ich manchmal fürchte, sie sei schon fort. Mich darf sie nicht sehen; sie kennt mich. Daher gehst Du vor allen Dingen in das Haus und siehst nach, ob sie noch da ist. Ist sie fort, so kommst Du auf der Stelle zu mir zurück. Ist sie noch da, so wartest Du ab, was weiter geschieht, besonders was der Bartel vor hat. Du triffst mich hier. Fort!"

Der Jude ging in das Fährhaus.

Der Herr Sebald war ungeduldiger geworden.

Der Jude kam nicht zurück.

„Da ist sie also noch!" sagte sich der Herr Sebald.

Aber der Jude blieb noch immer aus; es war,

als wenn er gar nicht zurückkehren werde, und es herrschte um den Herrn Sebald wieder ganz die frühere Stille und Einsamkeit.

Nur noch ein einzelnes Bäuerlein kam von der Stadt her und kehrte in das Fährhaus ein. Es kümmerte ihn nicht.

Dann, aber erst nach langer Zeit, sollte er wieder aufmerksamer auf etwas werden.

Es war schon seit einiger Zeit dunkel geworden, als er einen Wagen in raschem Trabe nach der Fährstelle hinfahren hörte.

Das ist kein Bauerwagen, mußte er sich sagen.

Er trat wieder vor. In der Dunkelheit konnte er sich bis nahe an das Fährhaus wagen.

Er sah eine vierspännige Kutsche, die auf den offenen Platz fuhr.

„Der alte Baron?" rief er.

Er sah schärfer zu.

„Wahrhaftig, sein Wagen! Der arme Oberst wird überrascht werden!"

Der Wagen fuhr an dem Fährhause vor. Ein Mann stieg heraus, ging in das Haus.

„Ja, ja, er ist es. Er will wohl nicht so früh zu Hause kommen. Sollte er überraschen wollen? Je später der Abend, desto sicherer.“

Und wieder mußte der Herr Sebald warten, lange, unendlich lange.

Dann wurde er nochmals überrascht.

Nochmals kam ein Wagen, gleichfalls kein Bauerwagen, sondern eine glänzende Equipage, auf den Fährplatz gefahren.

„Teufel, der!“ fluchte der Herr Sebald.

Dann — überraschte er sich selber —

Die Bäuerin, die mit ihrem Kinde auf dem Leiterwagen an der Thalheimer Fähre angekommen war, hatte lange Zeit in der Wirthsstube des Fährhauses allein gesessen, bis gegen Abend sich jene Bauern eingefunden hatten, die der Herr Sebald an sich vorbei fahren sah. Sie mußten wirklich gute Geschäfte auf dem Kornmarkte gemacht haben; sie ließen sich auftischen.

Die Bäuerin hatte sich bei ihrer Ankunft in einen Winkel der Stube zurückgezogen. Sie achtete nicht auf sie; sie war ihnen unbekannt.

Sie sprachen über den Markt, über Anderes, was in der Stadt vorgefallen war, auch über das Te Deum zur Feier des von den Franzosen erfochtenen großen Sieges.

„Ob an dem Siege wohl etwas Wahres sein mag?“ meinte Einer, ein Buckeliger mit einem häßlichen Gesichte.

„Wie könnte man so frech lügen? Gar die Regierung selbst?“ rief ein Anderer, der gerade genug gewachsen und auch sonst der Gegensatz des Buckeligen war.

„Und,“ setzte ein Wohlgenährter mit einem rothen und fromm glänzenden Antlitz hinzu, „wie könnte man Gott für die Lüge anrufen? Es wäre ja Gotteslästerung.“

Ihm erwiderte der Buckelige:

„Höre, Gallenkamp, Du weißt, wer den Kaiser lästert, der wird erschossen. Was meinst Du wohl,

wie viele Menschen noch auf Erden lebten, wenn auf jede Gotteslästerung eine Kugel folgte?"

„Aber Gott vernimmt nicht jede Gotteslästerung!"

„Gallenkamp, da lästerst Du schon Gott, der Alles weiß."

„Aber er läßt die Leute nicht mit Kugeln todtschießen!"

„Donnerwetter, wofür hätte er denn den Kaiser?"

Ein Anderer nahm das Wort:

„Höre Du, Buckelfritz, wenn Du von dem Kaiser sprichst, dann sollst Du auch an seine Kugeln denken. Sie könnten sonst an Dich denken."

„Wir haben keinen Verräther unter uns," erwiderte der Buckelfritz.

Sie sahen sich dennoch Alle vorsichtig in dem Zimmer um. Nur die Bäuerin mit ihrem Kinde war fremd für sie; sonst gehörten sie Alle zusammen.

Aber in demselben Augenblick öffnete sich die

Thür und ein alter Bündeljude trat ein, und als der Jude die Thür hinter sich zumachen wollte, stand schon wieder Jemand darin, ein langer, finsterer Mann, der den Juden so finster ansah, daß dieser fast erschrocken zurückfuhr, freilich auch ärgerlich zugleich, als wenn er sagen wolle: muß der Mensch mir überall hin folgen?

Der finstere Mann beachtete den Juden nicht.

Die Bauern schwiegen.

Der Jude zog demüthig vor ihnen seine Mütze und setzte sich auf eine Bank unter einem Fenster.

Der finstere Mann achtete auch auf die Bauern nicht und setzte sich an ein anderes Fenster, aber so, daß er den Juden im Auge hatte.

Der Jude hatte, während er durch die Stube ging, mit seinen blinzelnden Augen umher gesucht und hinten in dem Winkel die Bäuerin entdeckt; er sah nicht weiter nach ihr hin. Die Bäuerin hatte nicht auf ihn geachtet.

Der finstere Mann hatte nicht nach ihr hingeblickt; aber als sie ihn sah, erschrak sie, und sie

wandte sich zurück, daß er ihr Gesicht nicht sehen solle. Darauf suchten seine Augen sie. In seinem Gesichte veränderte sich nichts, als er sie sah.

Es blieb nicht lange still in der Stube.

Es trat wieder Jemand ein, diesmal ein Bauersmann, den die andern Bauern kannten.

„Woher so spät, Klokhof?“

„Ich hatte noch zu thun in der Stadt, und dann wurde ich unterwegs durch Etwas aufgehalten.“

„Und was war das?“

„Zwei Trupps Soldaten marschirten quer über die Landstraße. Sie kamen aus einem Seitenwege und zogen auch wieder abseits in das Gebirge hinein.“

„Auf Seitenwegen? In das Gebirge? Was können die vorhaben?“

„Ich fragte es mich auch. Sie waren auch so still, als wenn sie kein Aufsehen machen wollten. Und es ist doch hier kein Krieg und man hat nichts wieder von einem Aufstande gehört.“

„Wie viel waren ihrer, Klokhof?“

„Es konnten an funfzig Mann sein; die eine Hälfte war Cavalerie, die andere Infanterie; es waren auch zwei Offiziere dabei.“

Wohin mögen die wollen?“

Der Jude war während des Gesprächs unruhig geworden; er schielte nach der Bäuerin hinüber.

Die Bäuerin hatte die große Aufmerksamkeit, mit der sie zuhörte, nicht verbergen können. Sie vergaß darüber den Juden.

Der finstere Mann mischte sich in das Gespräch der Bauern.

„Wohin die wollen? Ich kann es Euch sagen. Ihr wißt doch von dem jungen Herrn Bruno von Hammer.“

Die Bäuerin fuhr auf ihrer Bank empor, als sie den Namen hörte.

Der finstere Mann sprach weiter:

„Der junge Baron war immer ein braver, tüchtiger Herr, der das Herz auf dem rechten Fleck

hatte und die Franzosen haßte. — Aber warum schlagt Ihr denn die Augen nieder, Ihr Leute? Habt Ihr denn nicht einmal den Muth zum Zuhören, wenn von Jemand gesprochen wird, der die Franzosen haßt? Vor wem fürchtet Ihr Euch denn? Vor dem alten Juden da? Er ist ein —"

Der finstere Mann warf einen höhnischen Blick auf den Juden.

Der Jude erschrak; er sah sich nach der Thür, nach dem Fenster um, auf welchem Wege er am geschwindesten und am sichersten entkommen könne.

Der finstere Mann fuhr fort:

„Er ist ein braver Mensch, der Keinen von Euch verrathen wird, weil er noch länger zu leben wünscht, als die Franzosen hier im Lande sind. Oder fürchtet Ihr Euch gar vor mir selbst? Ihr könntet mir doch anhören, daß ich kein großer Franzosenfreund bin."

„Hm, hm, guter Freund," fiel ihm sein Nachbar in die Rede — es war der Buckelige — „gegen Leute, die am lautesten auf die Franzosen los-

ziehen, muß man sich gerade am meisten in Acht nehmen."

„Wie Ihr meint," sagte der Andere. „Aber zuhören könnt Ihr mir doch. Ich wollte Euch von dem jungen Baron und den Soldaten erzählen, die Jener da gesehen hat. Die sind ausgezogen, den Baron gefangen zu nehmen."

„Weiß man denn, wo er ist?" fragte der Buckelige.

„Man muß doch wohl. Und wenn man es noch nicht weiß, so wird man es noch heute erfahren. Man ist Jemandem auf der Spur, der zu ihm will."

Der finstere Mann blickte bei den Worten nach der Bäuerin hinüber.

Sie hatte ihr Gesicht ganz der Wand zugekehrt, an der sie saß; so sah man nicht, wie blaß es sein mochte. Sie sah aber auch den Mann nicht, der nach ihr hin blickte.

„Der arme junge Herr!" sprach dieser weiter. „Er soll so elend an seinen Wunden darnieder

liegen. Morgen oder übermorgen könnte er ruhig und ehrlich sterben, vielleicht noch vorher seine Frau und sein Kind wiedersehen. Das gönnen ihm die Franzosen nicht. Da soll er noch heute Abend abgefangen und morgen früh erschossen werden. Sie bereiten in der Stadt schon Alles darauf vor."

„Wir leben doch in einer schlimmen Zeit," hatte der Buckelige den Muth zu bemerken.

„Die arme Frau — ist sie in der Gegend?" fragte ein Anderer.

„Ich weiß es nicht," antwortete der finstere Mann.

Das Gespräch kam auf die Frau des jungen Barons.

„Was soll aus der armen Frau werden, wenn der Mann todt ist?"

„Sie hat ja den reichen Schwiegervater!"

„Den alten Baron auf dem Hammerstein? Von dem hat sie nichts zu erwarten. Der hat ja wegen

ihrer den Sohn enterbt, weil er sie gegen seinen Willen zur Frau nahm. Sie ist eine Bürgerliche und er der reiche Edelmann. Er hatte es ihnen vorher geschworen, daß er ihre Ehe nicht anerkennen werde, daß sie niemals Etwas von ihm zu erwarten hätten."

„So hätten sie sich nicht heirathen dürfen," sagte der glänzende Fromme.

„Ihr habt gut reden. Sie konnten nun einmal nicht von einander lassen. Hatte sie doch sogar um seinetwillen den reichen Herrn von Steinbeck ausgeschlagen, mit dem sie Herrin über eine Million geworden wäre. Jetzt mußte sie, da sie auch nichts hatte, mit dem jungen Baron nach drüben ins Preußische auf eine kleine Försterei ziehen. Er hatte die Stelle angenommen, um heirathen zu können. Da ging es ihnen arm genug. Aber sie schlugen sich redlich durch, bis der Aufstand kam. Wenn er nun todt ist, wird der alte Herr gar nichts von ihr wissen wollen. Sie durfte ihm nicht vor die Augen kommen; er schickte ihr

ihre Briefe zurück, ohne sie aufzumachen. Und sie soll doch eine so brave Frau sein.“

„Was fragt der Hochmuth nach Bravheit!“ sagte der Buckelige.

Der glänzende Fromme aber nahm wieder das Wort:

„Das könnt Ihr nicht Hochmuth nennen. Der Unterschied der Stände ist ein Gebot Gottes.“

Man hörte nicht auf ihn.

Das Gespräch stockte plötzlich ganz.

Die Thür der Wirthsstube hatte sich wieder aufgethan. Ein alter Herr trat herein, eine hohe, stattliche Figur, mit stolzer Haltung, mit stolzen, strengen Zügen in dem aristokratischen Gesichte.

„Der alte Baron vom Hammerstein!“ flüsterten die Bauern einander zu.

Dann herrschte in dem ganzen Zimmer die tiefste Stille.

Der Oberst Gerard hatte zwar gegen den Kapitän Bernet geäußert, die Franzosen hätten den Deutschen die Freiheit gebracht und Edelmann und

Bauer einander gleich gemacht. Ganz war dem aber wohl doch nicht so; der Respect vor dem Edelmann wenigstens war dem Bauer geblieben.

Die Bauern sahen stumm dem Edelmann zu, was er hier wolle.

Der Baron war, und wie man sah, nicht sehr angenehm, überrascht, die große Gesellschaft zu finden. Er wollte im ersten Augenblicke umkehren.

Allein er kannte wohl das Haus, das kein anderes Zimmer für ihn hatte, und — er schien bleiben zu müssen. Er schritt in die Stube und setzte sich hinten in dieser an einen Tisch, den er leer fand.

Der Wirth des Fährhauses folgte ihm dahin, die Mütze in der einen, ein Licht in der anderen Hand. Das Licht stellte er vor dem Freiherrn auf den Tisch.

Es brannten schon seit einiger Zeit Lampen in der Stube. Die Bauern hatten sie auf ihren Tischen.

Nur die Bäuerin saß in ihrem Winkel ohne Licht.

Ihr Winkel befand sich in der Nähe des Tisches, an dem der Freiherr seinen Platz genommen hatte.

Die Bäuerin hatte sich umgewandt, als der alte Edelmann und mit ihm jene Stille eingetreten war. Sie vernahm noch das Flüstern der Bauern: der Baron vom Hammerstein! Sie erblickte den stolzen Mann. Er schritt nach der Gegend, in der sie saß. Er setzte sich so nahe zu ihr. Wie mochte ihr das Herz klopfen und beben! Sie kehrte das blasse Gesicht wieder nach der Wand zurück. Man sah nur, wie sie ihr Kind fester an sich drückte. Der Mann, der so nahe bei ihr war, wollte es ja nur als einen Bastard anerkennen.

Dann wurde sie doch unruhig. Sie machte eine Bewegung, als wenn sie sich nach dem Baron umsehen wolle. Sie wagte es nicht. Sie war in einem Kampfe mit sich.

Der alte Freiherr hatte sie nicht gesehen.

„Was befehlen Euer Gnaden?“ hatte der Wirth ihn unterthänig gefragt.

„Eine halbe Flasche Wein.“

Der Wirth brachte sie.

In dem Zimmer ward kein Wort weiter gesprochen. Sie saßen alle in respectvollem Schweigen, nur die Bäuerin in ihrer Angst.

Man hörte draußen einen Wagen vorfahren.

Der lange finstere Mann flog an das Fenster. Es schien etwas gekommen zu sein, was er erwartet hatte.

Es war so. Er verließ rasch die Stube.

„Wer war der Mensch?“ fragten sich, als er fort war, die Bauern.

Keiner kannte ihn.

„Ein französischer Spion, der uns aushorchen wollte!“ darüber waren sie dennoch einig.

„Aber wer ist da draußen angekommen?“

Sie blickten ebenfalls durch das Fenster.

Unter dem Fenster draußen war es hell. Der Wirth und seine Leute waren mit Laternen da.

„Es ist eine Kutsche mit zwei Rappen.“

„Ein Herr steigt aus.“

„Ei, ei, das ist ja der reiche Schneider aus Berlin, der Herr von Steinbeck!“

„Wahrhaftig, er ist es.“

„Und der verdächtige Mensch, der französische Spion, spricht mit ihm.“

„Ja, ja, in der Stadt wurde ja heute erzählt, der reiche Schneider werde die Tochter des französischen Generals heirathen.“

„Was mag er aber hier wollen?. Und mit dem Spion?“

„Donnerwetter, da fällt mir etwas ein,“ rief der Buckelige.

„Und was ist es?“

„Der Buckelige zeigte auf den alten Freiherrn von Hammer, und dann sprach er leise:

„Der finstere Mensch ist hinter dem jungen Baron her, als Spion der Franzosen. Er wollte von uns hören, was wir über ihn wüßten. Darum redete er von ihm.“

„Und was soll der Herr von Steinbeck dabei?"

„Hatte er nicht von der jungen Frau den Korb bekommen? Das hat er nicht vergessen. Dazu heirathet er die Tochter des Generals; er will sich dem Schwiegerpapa gefällig beweisen, seinen Eifer zeigen."

Hatte er nicht leise genug gesprochen, der buckelige Mann? Oder dachte die Bäuerin wie er?

Die Frau war in ihrem dunkeln Winkel unruhiger geworden. Auf einmal hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie nahm ihr Kind wieder fester in ihren Arm. Dann stand sie auf. Sie ging auf den alten Freiherrn zu. Sie ging mit sicherem Schritt. Als sie bei ihm stand, wollte sie sprechen. Die Stimme versagte ihr doch.

Der stolze Mann sah sie verwundert an.

Sie stand mit dem schneeweißen, leichenblassen, schönen Gesichte vor ihm; sie zitterte; ihre bebenden Arme konnten kaum das Kind halten.

Was wollte sie von ihm, die Bäuerin in der

groben Kleidung? War sie eine Bettlerin? Er kannte sie nicht.

Bei der Gemahlin des stolzen Freiherrn, der schönen Theresette, hatte der französische Oberst Gerard das Bild dieser Bäuerin gesehen. Hatte der Freiherr die Frau, die er nicht als Schwiegertochter anerkannte, die ihm nicht vor die Augen kommen durfte, auch nicht einmal im Bilde sehen wollen?

Die junge Frau gewann die Sprache wieder.

„Herr Baron, darf ich Sie um eine Unterredung bitten?"

Sie konnte nur leise, nur zitternd die Worte hervorbringen.

Aber es war keine Bäuerin, die diese Worte sprach.

„Wer sind Sie?" fragte der Baron.

„Sie werden es erfahren. Ich bitte Sie, mir zu folgen."

Sie sprach es noch leise, aber ruhiger, sicherer. Sie hatte sich gesammelt.

Tauchte in dem Freiherrn eine Ahnung auf? Sein Gesicht verfinsterte sich.

Aber sein Blick fiel auf die Bauern, die schon anfingen, neugierig nach ihm und der Frau hinzuschauen.

Vor Allem keine Scene vor den Leuten! dachte er wohl.

„Ich folge Ihnen," sagte er.

Neben der Wirthsstube war eine kleine Kammer; sie war das Schlafgemach der Wirthsleute. Die Frau war vorher eine Zeit lang darin gewesen, um ihrem Kinde die Brust zu reichen.

Sie führte den Baron hinein.

Das Stübchen war leer.

Sie hatte ihm auf die Frage, wer sie sei, noch zu antworten.

„Herr Baron, ich bin Ihre Schwiegertochter."

Sie sprach die Worte mit der vollen Ruhe, die sie sich errungen hatte, aber auch zugleich mit jener klaren und einfachen Würde, die ihre Lage einem muthigen und edlen Herzen verleihen mußte.

Der alte stolze Freiherr sah sie finsterer an. Er hatte früher die Frau, die er als Schwiegertochter nicht anerkennen wollte, nicht vor sich lassen wollen. Sollte er auch jetzt sie zurückstoßen, sollte er wieder umkehren, sie allein lassen?

„Madame, haben Sie unter dieser Maske sich den Zutritt zu mir verschaffen wollen?

Er fragte es mit gerunzelter Stirne, in höhnischem Tone. War es sein Ernst, oder wollte er in seinem Hasse sie absichtlich verletzen?

Sie behielt ihre Ruhe.

„Herr Baron, der Zufall hat Sie und mich hier zusammengeführt. Ich benutzte ihn, ich mußte ihn benutzen, um eine Bitte für das Leben Ihres Sohnes an Sie zu richten.“

„Meines Sohnes?“ fragte er. „Sie meinen Ihren Gatten, Madame?“

„Ihn meine ich.“

„Ich habe keinen Sohn mehr.“

Er wollte das Stübchen verlassen.

Sie vertrat ihm den Weg, stolz, mit einem festen Entschlusse.

„Madame!" rief er strenge, befehlend.

Sie sollte von der Thür zurückweichen.

Sie wich nicht. In ihrem Auge flammte ein edler Zorn.

„Herr Baron, Sie müssen mich anhören. Sie werden mich nur mit Gewalt von hier verdrängen können, mit Gewalt gegen eine schwache Frau, gegen einen Säugling von wenigen Wochen."

Auch in dem stolzen Edelmann flammte der Zorn auf; er kämpfte mit ihm.

In der Frau gewann die Weichheit des Herzens die Oberhand. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„O, mein Herr," sagte sie, „verzeihen Sie mir — Sie wollten mich als Ihre Schwiegertochter nicht anerkennen — ich hätte dennoch die Achtung nicht aus den Augen setzen sollen, die ich dem Vater meines Gatten schuldig bin. Aber die Angst um den Unglücklichen übernahm mich; meine Pflicht

trieb mich zu weit. Herr Baron, hören Sie mich an, ich bitte Sie. Es gilt das Leben Ihres Sohnes, der doch immer Ihr Sohn bleibt, und für das Leben eines Menschen darf man jeden Menschen bitten."

Der stolze, strenge Mann hatte sie ruhig angehört. Er hatte unterdeß zugleich wohl Manches überlegt.

„Reden Sie," sagte er.

Sie trat von der Thür zurück. Sie mußte sich auf einem Stuhl niederlassen; die wenigen Kräfte der armen Frau waren nahe an der Erschöpfung. Dann sprach sie:

„Bruno's Aufenthalt ist seinen Verfolgern noch immer unbekannt. Nur ich kenne ihn. Bruno sandte mir einen Boten. Er ist hier in der Nähe, tief im Gebirge. Er ist schwer verwundet; eine Kugel hat ihm die linke Schulter zerschmettert. So liegt er bei armen Köhlerleuten, seit acht Tagen, unter der sorgsamsten zwar, aber unter der ärmlichsten Pflege; ohne ärztliche Hülfe. Alle Aerzte

der Umgegend stehen unter der strengsten Aufsicht der Franzosen; jeder ihrer Schritte wird bewacht. Die Wunde hat sich verschlimmert. Soll sie nicht tödtlich werden, so bedarf sie der schleunigsten ärztlichen Behandlung. Bruno selbst, in seiner Verlassenheit, glaubt schon an keine Heilung mehr; er fühlt sich dem Tode nahe. Er wollte nur noch von mir Abschied nehmen, sein Kind sehen, das er noch nicht kennt. Darum ließ er mich zu sich rufen. Ich bin auf dem Wege zu ihm, ihn zu retten. Ich erfahre hier, vor einer Viertelstunde, daß ich seine Verrätherin werden, statt Rettung ihm den Tod durch die Kugeln seiner Feinde bringen soll. Ich selbst bin verrathen; man hat mich entdeckt; ich werde verfolgt; ich soll die Verfolger zu ihm führen. Ein Commando Soldaten ist in der Nähe; zwei der Verfolger sind in jenem Zimmer, ein Jude, der im Solde der Polizei steht, und ein Anderer, der —"

Sie stockte. Sie wollte von dem finstern Manne, dem Diener des Herrn von Steinbeck, sprechen. Sie

konnte sich nicht entschließen, gegen den Baron des Mannes zu erwähnen, zu dem sie in jenem eigenthümlichen Verhältnisse gestanden hatte.

Ihrem Stocken folgte eine Pause.

Die Frau hatte mit ihrer innersten Herzensangst gesprochen.

Die Stirn des alten Freiherrn hatte sich finsterer gerunzelt; sein Blick war strenger, feindlicher geworden. Hatte sich in seinem Herzen etwas geregt, das er verbergen wollte? Er sprach nichts. Er stand mit gekreuzten Armen unbeweglich vor der Frau.

Sie blickte zu ihm auf. Sie sah die Härte seiner Züge, die Feindschaft seines Blickes.

Sie verlor den Muth nicht.

„Herr Baron," fuhr sie fort, „Bruno muß noch an dem heutigen Abend gerettet werden; morgen, schon heute Nacht würde es zu spät sein. Man vermuthete ihn nicht in dieser Gegend; meine Anwesenheit hier ist den Verfolgern ein Beweis, daß er in der Nähe ist. Gehe ich auch nicht weiter, man wird jetzt das Gebirge durchstreifen, ihn finden.

Da thut schleunige Rettung Noth. Es gibt nur zwei Menschen, die ihn retten können. Der Eine sind Sie, Herr Baron —"

„Nein!" sagte der Baron rasch, aber eben so entschieden.

Die Frau unterdrückte einen schweren Seufzer.

„So bin nur ich es noch," sprach sie, „und ich habe eine andere Bitte an Sie. Da ich verrathen bin, kann ich nur allein und zu Fuße zu ihm gelangen. Ich muß meinen Wagen und meinen Begleiter zurücklassen und ferner —"

Aus den Augen der armen Frau stürzte ein Strom von Thränen.

„Und mein Kind, mein armes Kind!" rief sie unter den Thränen. „Ich kann es auf dem weiten, beschwerlichen Wege nicht tragen, meine Kräfte sind so schwach. Jeder Laut von ihm würde seinen Vater verrathen. Darf ich Ihnen mein Kind anvertrauen, Herr Baron? Ich kann es nicht fremden Leuten überlassen. Es würde mich auch dadurch verrathen."

Sie schwieg. Sie sah den stolzen, harten Mann bittend an.

Er schien doch mit sich zu kämpfen. Aber —

„Nein!" sagte er dann, und er sprach noch einmal das kurze Wort mit der feindlichen und festen Entschiedenheit aus.

Die Frau sprach kein Wort mehr.

Sie legte ihr Kind fester in das Tuch, in dem sie es trug. Dann verließ sie das Stübchen.

Sie hatte plötzlich einen Entschluß gefaßt.

Der alte Freiherr sah ihr mit finsterm Blicke nach; aber in dem Blick war keine Feindschaft mehr. Ein bitterer Zorn sprach sich darin aus, und in den Zorn mischten sich schwerer Kummer und jene wilden Vorwürfe, die der in seinem Innern zerrissene Mensch, wenn das Bewußtsein seiner Zerrissenheit an ihn herantritt, gegen sich und gegen die ganze Welt schleudert. Dachte er an den Hammerstein, an seine Frau, an den zweiten Sohn, der dort lebte, an den französischen Obersten, an so manches Andere?

Er setzte sich auf den Stuhl, den die Frau verlassen hatte; er verhüllte sein Gesicht. In die Wirthsstube, zu den fremden Menschen, die noch immer darin waren, konnte er in dem Zustande, in dem er sich befand, nicht zurückkehren.

Auch die Frau war nicht dahin zurückgekehrt. Sie hatte das kleine Stübchen durch eine Seitenthür verlassen.

Aber ein Anderer erschien bald nachher in der Wirthsstube.

Der Polizei-Inspector Sebald hatte den Wagen des alten Baron Hammer und bald nachher die glänzende, mit zwei stolzen Rappen bespannte Equipage des Herrn von Steinbeck an sich vorbeifahren sehen; er hatte gehört, wie beide an dem Fährhause anhielten. Er hatte darauf wieder lange warten müssen, bevor er irgend etwas sah oder hörte. Dann war die Equipage des Herrn von Steinbeck langsam zurück gefahren. Der Wagen des alten Barons aber war noch immer da, und auch der Leiterwagen der Bäuerin, und der Herr Sebald

hatte keinen Menschen gesehen, der das Haus verlassen hätte. Und der Herr Sebald ließ seine Repetiruhr schlagen — und sie schlug schon acht Uhr. —

Es überlief ihn auf einmal heiß und kalt.

„Alle Teufel und Herr des Himmels!“ fluchte er. „Wenn sie fort wäre! Wenn sie mich hier zum Narren gehalten hätte! Wenn sie, während ich hier als ihr Narr, als Esel, als Rindvieh stehe und auf sie warte, heimlich durch eine Hinterthür entwichen, auf dem Wege zu ihm, im Gebirge, mit ihm schon über alle Berge wäre! Der Jude ist zwar noch drinnen, und wer sollte ihr verrathen haben, daß sie verfolgt wird? Aber — ich muß es wissen.“

Er verließ sein Versteck; er rannte zum Fährhause; er blickte durch ein Fenster in die zu ebener Erde liegende Wirthsstube. Er sah die Bauern darin; sie spielten beim Wein Karten. Er sah noch den Juden, der unverwandt nach einer Nebenthür blickte und sich zu langweilen schien. Aber er sah

den alten Freiherrn nicht mehr und nicht den finstern Bartel des Herrn von Steinbeck und vor Allem nicht mehr die Bäuerin mit ihrem Kinde.

Eine furchtbare Angst, eine wilde Wuth ergriff ihn.

Er stürzte in die Wirthsstube, auf den Juden zu.

„Jude, wo ist sie?"

Der Jude lachte listig.

„Da drinnen, Herr Inspector! Mit dem alten Herrn Baron vom Hammerstein. Sie sprechen schon lange mit einander."

Er sprach es leise. Er zeigte auf die Thür des Nebenstübchens.

Der Herr Sebald flog zu der Thür.

Er horchte an ihr. Er hörte nichts. Es herrschte die tiefste Stille in dem Stübchen.

Der Herr Sebald riß die Thür auf.

Er stand vor dem alten Freiherrn, der mit seinem Zorn, seinem Kummer, seinen Vorwürfen, mit seiner Qual noch da saß.

„Wo ist die Frau, mit der Sie sprachen?“ rief der Herr Sebald.

Der alte Freiherr richtete sich stolz auf.

„Unverschämter!“ sagte er.

Mit dem Einen Worte wandte er dem Polizeibeamten den Rücken und verließ das Gemach.

„Sie ist fort! Ich Esel, ich —!“ schlug der Herr Sebald sich vor den Kopf.

Ende des ersten Bandes.

v. Maltzan, Heinrich Freiherr. Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Zweite Auflage. 4 Bände. Mit 4 Stahlstichen und 1 Karte. Preis: eleg. cart. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Joseph II. und sein Landsknecht. Histor. Roman. 1. Abtheilung. 4 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Damen-Almanach. Preis: brosch. 2 Thlr. 12 Ngr., eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Welt und Bühne. Roman. 2. Auflage. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Historische Charakterbilder. 2. Aufl. 2 Bde. 1. Bd.: Der Prinz von Wales. 2. Bd.: Der Prinz von Soubise. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neumann-Strela, Karl, Mit dem Zopf. Geschichten. Zweite Auflage. Preis: brosch. 15 Ngr.

Pflug, Ferdinand, Ein Dichterherz. Historische Novelle. Preis: brosch. 24 Ngr.

Pflug, Ferdinand, Von Nah und Fern. Zwei historische Novellen. Preis: brosch. 24 Ngr.

Polko, Elise, Auf dunkelm Grunde. Roman. Preis: brosch. $1^1/_4$ Thlr.

Temme, J. D. H., Die Frau des Rebellen. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr.

Temme, J. D. H., Die Heimath. Ein Schweizer Roman. 3 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Temme, J. D. H., Erzählungen. 1. bis 6. Band. Preis à Band: brosch. 1 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

1. Band: Der Student. — 2. Band: Ein Verfolgter. Das Testament des Verrückten. — 3. Band: Flüchtlingsleben. — 4. Band: Ein Christfest. Wer steht, der sehe zu, auf daß er nicht falle. Der schwarzweiße Storch. Die Kinder des Flüchtlings. — 5. Band: Die schwerste Schuld. Die Tochter des Spielers. Flüchtlinge. — 6. Band: Ein altes Grafengeschlecht. Angeführt! Ein schweres Unglück.

Thomas, Annie, Verantwortlich. Aus dem Englischen übersetzt von Helene Lobedan. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 3 Thlr.

Wartenburg, Karl, Gerichtet und gerettet. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

v. Winterfeld, A., Fanatiker der Ruhe. Komischer Roman. 4 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Die Frau des Rebellen Roman

Bd.: 1

Leipzig 1870